Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechszehnter Jahrgang

Nr. 45 — Marburg i. H., den 6. November — 1902

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1581 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,23 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltne Petitzeile (Nonpareille 50 v. H. Aufschlag); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Lutherworte — An Gott glauben — Stimmungen und Eindrücke der Burentage — Das Bild des Christentums bei den großen deutschen Idealisten (Lülmann) — Ein Buch für Theologen und Nichttheologen (Ziegler, Die Versöhnung mit Gott) — Die deutsche Schule im preußischen Polen — Verschiedenes: Constantin Rößler; Martin Luther (Buchwald); Eine Lutherpredigt (Spurgeon); Evangelisch-sozialer Kongreß; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Lutherworte

Sonderlich den Hauptartikel, daß unser Herz seinen Trost und Zuversicht nicht auf unser Werk, sondern allein auf Christo setzen soll, d. i. allein durch den Glauben von Sünden frei und gerecht werden. .... diesen Artikel, sage ich, wollen sie schlechterdings nicht leiden; so können wir sein nicht entraten. Denn wo der Artikel weg ist, ist die Kirche weg und mag keinem Irrtum widerstanden werden, weil außer diesem Artikel der heilige Geist nicht bei uns sein will noch kann. Ueber diesem Artikel ist die Welt so oft gescheitert, durch Sintflut, Wetter, Gewässer, Krieg und alle Plagen. Ueber diesem Artikel ist Abel erwürgt und alle Heiligen, und müssen auch alle Christen darüber sterben. Dennoch ist er blieben und muß bleiben und die Welt immerdar drüber zu Grund gehen. Und sollt sie toll und thöricht werden, so soll sie den Artikel lassen stehen und sie drüber in der Höllen Grund fallen, Amen.

D. Martin Luthers Warnung an seine lieben Deutschen. 1531

An Gott glauben

Gott! Vor deinem Angesicht, ganz allein, will ich mir Rechenschaft geben über meines Herzens Inhalt und die Rede meines Mundes, daß ich sage: Ich glaube an dich.

An dich glauben! Ich weiß, ich schleppe so manches Gut unter diesem Titel mit mir herum, das mir Andere aufgepackt haben, und es ist nicht mein Eigentum. Es ist so manche Hülle dabei und ich habe noch nicht gewagt, hineinzuschauen, ob sie nicht leer ist. Aber heute will ich Ballast und Hüllen abwerfen. Heut will ich vor dich treten und mir Rechenschaft geben von meinem Glauben an dich. Und Keiner soll mir ein Bild von dir zeigen und Keiner soll mir deine Züge malen: Was ich selbst erkenne, was ich selbst von dir erlebt habe, das will ich aussprechen. Das und nichts Anderes. Nur meine Wahrheit!

Es steht so Mancher neben mir, der sagt: Ich glaube nicht an Gott. Was unterscheidet mich von ihm? Gewiß nicht etwas Aeußeres. Wir beide tragen dasselbe Menschenantlitz. Wir beide tragen dasselbe Kleid, mag auch das seine fein und das meine grob sein. Auch in der Sprache liegt der Unterschied nicht: Wir sprechen beide dieselben Laute. Und auch was wir so reden, unterscheidet uns nicht: Wir sprechen beide, wie es gerade kommt, vom Wetter und von der Ernte, von den Dingen des Tags und was sonst in der Welt vorgeht. Auch in dem, was wir thun, ist kein wesentlicher Unterschied: Wir haben gleicherweise unsere Arbeit, unsern Beruf und suchen mitzuwirken an den Aufgaben, die der Menschheit gestellt sind. Auch unsere Stellung im gesellschaftlichen und staatlichen Leben macht keinen Unterschied: er wie ich haben ein Weib genommen und haben Kinder und sorgen für sie leiblich und geistig. Und wiederum: wir dienen beide dem Vaterland, wir gehören sogar derselben politischen Partei an und zahlen beide unsere Steuern. Ich kann nicht sagen, daß ich meine Pflicht besser thäte als er, vielleicht bleibe ich darin manchmal hinter ihm zurück. Aber nun das geistige Leben — sollte da nicht der Unterschied liegen? Es hat da jeder in Kunst und Wissenschaft wohl seine besondere Meinung. Aber das kommt nicht daher, daß wir zu dir verschieden stehen, mein Gott. Das liegt in der Sache selbst.

Wenn es aber so steht, worin ist dann der Unterschied zwischen uns beiden? Kommt es nicht schließlich nur darauf hinaus, daß wir verschiedene Worte brauchen, daß er sagt: Ich glaube nicht an Gott, und daß ich sage: Ich glaube an dich? So wäre das Ganze ein Streit um Worte? Und was schlimmer ist: So wäre mein Glauben nur ein Reden und darum mein Glauben leer und ohne Inhalt?

Aber nein! So kann es nicht sein! Es ist da doch ein Unterschied, der tiefer sitzt. Ich fühle es. Es ist da noch etwas Besonderes. Was ist dieses Etwas? Herr, laß es mir klar vor die Seele treten. Was will ich, Herr, vor dir?

Ja, was will ich? Liegt nicht da vielleicht der Unterschied?

Er und ich, wir wollen beide, daß sich die Menschheit hebt, daß sie vorankommt in Kultur und Bildung und Gesittung. Wir wollen beide, daß bessere Zustände, daß ein höheres Leben auf Erden werde. Aber was dann? Weiter hinauf geht das Ziel des Anderen nicht. Da ist er mit seinem Wollen zu Ende. Ich dagegen, nein, nun hebt mein Wollen erst recht an.

Herr Gott! Ja, was will ich? Ach, ich will höher hinauf. Ich will über diese Erde hinaus. Ich will ein Leben ohne die irdischen Schranken. Ich will ein Leben ohne Uebel, ohne Tod, ohne Sünde. Und ich bin dabei gewiß: Wo keine Sünde, da ist auch kein Uebel und kein Tod. Ein Leben ohne Sünde will ich. Herr Gott, darum glaube ich an dich. Herr Gott, laß es dir genügen: das ist mein Glaube an dich.

Es stehen so Viele neben mir, die wissen so viel mehr zu sagen von dir, die können so viel mehr glauben von dir. Herr, laß es dir genügen um der Wahrheit meines Glaubens willen, wenn ich nichts Anderes zu sagen weiß als dies: Ich will ein Leben ohne Sünde, ich will es in dieser Welt und über diese Welt hinaus. Das ist mein Glaube an dich!

Ich will an mir arbeiten, daß ich von Grund auf ein guter Mensch werde: so will ich glauben an dich. Ich will eintreten für dich unter den Menschen als ein Kämpfer und Streiter wider alles Unreine und Unlautere, wider niedrige Gesinnung und Boshaftigkeit, wider Unrecht und Frevelthat: so will ich glauben an dich.

Und ich bin gewiß: Wo das Gute ist, wo das Gute siegt, da bist du. Niemand hat dich je gesehen. Aber wenn ich

vorwärts komme zum Guten und wenn ich mitarbeite, daß die Menschheit vorwärts kommt zum Guten, dann spüre ich deine Hand und fühle deine Kraft, dann stehst du mir unsichtbar an der Seite.

Was du bist, wird in Ewigkeit kein Mensch ergründen,
Doch willst du allzeit dich mit uns verbünden.

F D

Stimmungen und Eindrücke der Burentage

Eben haben wir zum letzten Male den Gästen zugerufen. Die durchbrochene Lichterkette des Zuges, der sie durch die Nacht weiterführt, ist oben über uns hinweggezogen, und plötzlich geht es durch mich wie ein Ruck, wie ein elementarer Schrecken — die Wirklichkeit! Wir haben drei Tage lang im Glauben gelebt, und das heißt vielleicht immer in irgend einer Beziehung: über die Kraft leben.

Nicht: in Illusionen. Wir haben diese Tage über das Gefühl gehabt, die Stimme unsers Volkes darzustellen und, wie wir mit großer Innigkeit glauben, die Stimme unsers Gottes. D. h. einer stärkeren Wirklichkeit, aber auch einer zehrenderen, als es die gewöhnliche Wirklichkeit ist, nämlich einer prophetischen. Unsre Seele hat gearbeitet in diesen Tagen, meine ich, um gegenüber der trostlosen Wirklichkeit die Zuversicht festzuhalten, daß das Echte doch durchdringen muß. Und nun sehen wir uns in eben diese Wirklichkeit gewöhnlichen Schlages zurückversetzt, in welcher das Echte und die Wahrheit betteln gehen muß — und das Pack sich den Spaß machen darf, darüber zu höhnen.

Wir hatten alle überlegene Blasiertheit zuhause gelassen und es als Ehre gefühlt, Tropfen zu sein in dem Meere, das an diese Männer heranschlug und sich um sie staute, als wollte es mit seiner Stimme den Gram und die zweifelnden Gedanken übertönen. Wir fühlten uns wie die Schaumkrone einer großen Woge, die aus einer dunklen Ferne heranrollt — unbekümmert — wie „die Stimme Gottes auf großen Wassern", und nun fühlen wir uns zurückgesunken von der Höhe in den trostlosen Ufersand und uns verrinnen zwischen dem, was inzwischen das Meer ausgeschäumt hat an „eigner Schande", wie der Judasbrief sagt. Wir fühlten uns eben als die, die in etwas helfen wollten Glauben und Treue zu halten, und wir stehen nun wieder da als die Zuschauer mit den gebundenen Händen; und wir fühlen, daß das, was unsre Hände bindet, wesentlich dasselbe ist, was unsre Herzen frei macht: daß diese Sache der Gerechtigkeit unsre eigenen Interessen nicht berührt.

* * *

Ob es wahr ist, daß wir England nicht zur Besinnung rufen dürfen in einer Sache, in der wir selbst vielleicht auch die Besinnung verlieren würden?

Ob es wahr ist, daß wir einen ins Wasser Gefallenen nicht retten dürfen, solange die Möglichkeit besteht, daß wir selbst einmal ins Wasser fallen könnten?

Ich habe von einem Einbrecher gehört, der zu seinen Freunden sagte, bevor er an seine Arbeit ging: Betet für mich, daß ich keinen zu ermorden brauche.

Wir wissen, daß wir auf demselben Wege sind, auf dem England dieser schmachvolle Sieg zugestoßen ist, und wir möchten diejenigen Kräfte und Gesinnungen in uns stärken, welche stark sein müssen, damit sie uns den Weg des Einbrechers verschmähen lehren.

* * *

Indessen die Geschichte ist leider noch immer, was sie war, als sie noch Natur war, Fressen und Gefressenwerden. Und unsre Ideale unterscheiden sich in Illusionen und Kräfte, je nachdem ob sie jenseit des Kampfes schweben oder eingreifen. Nachdem die große Woge dieser starken Tage gefallen ist, mögen Manche unter uns Etwas von dem erleben, was die alten großen Heiligen erlebten, als sie den Entschluß faßten, sich zurückzuziehen aus dieser Welt, weil sie sehr schmutzig ist. Aber es ist so, daß die kleinste Energie mehr wert ist, als das grandioseste Sentiment, der kleinste Keim jener Zuversicht, die so stark ist, daß wir sie „Glauben" nennen — denn im Glauben steckt, ist mir recht, immer ein Geloben — mehr wert als das geistreichste System, kurzum der Kleinste im Himmelreich mehr als der größte Prophet. Es ist so: wir müssen angreifen und die Flecken nicht fürchten; und die einzige Ethik, die Wert hat, ist die, welche ihren Wert nicht von allgemeinen Normen und Theorien bezieht, sondern von ihrem Ziel, ihrem Willen und der Reinheit der Gesinnung zwischen beiden. Die allgemeine ethische Phrase macht es nicht, und die Friedensphrase macht es auch nicht.

Es ist ein schöner Gedanke sich vorzustellen, daß einst die Völker sollen nebeneinander stehen können, wie es jetzt den Einzelindividuen möglich ist, daß ein ähnlich ausnahmeloser Friede unter den Völkern herrschen soll, wie er jetzt unter den einzelnen Menschen da ist, die ihre Aufmerksamkeit von der ganz groben elementaren Verteidigung ihres Lebens ab und höheren Formen des Kampfes zuwenden, ja sogar die eigentliche direkte Schadengesinnung völlig verbannen können — denn es ist auf unserer Stufe bis zu einem gewissen Grade dem Einzelnen möglich, seinen Lebenskampf zu führen ohne eine direkte Schädigung des Nebenmenschen in seinen bewußten Willen aufzunehmen. Indessen so sehr wir Aehnliches für die große Völkerwelt, für das Leben der Völkerindividualitäten wünschen möchten — es ist kein letztes Ziel, sondern nur ein Mittel, und zwar ein jetzt nicht mögliches. Das eigentliche Ziel ist nicht so negativ, sondern ist positive fruchtbare Wechselwirkung zwischen wertvollen Völkerpersönlichkeiten, und dazu ist das nächste Mittel nicht der Friedensgedanke, sondern die Idee einer größeren Solidarität der Völker zur Wahrung nicht sentimental aller Glieder, sondern derjenigen Glieder, die sich als lebensfähig und lebenswert beweisen.

Ich möchte einen ganz starken Strich ziehen zwischen Kriegen wie dem der Amerikaner gegen Spanien und dem der Engländer gegen die Republiken. In Spanien bekämpfte Amerika überlebte und gaunerisch benutzte Prätensionen, und der Krieg selbst zeigte, daß keine Kraft hinter den spanischen Prätensionen war. In den Burenstaaten bekämpfte England ein junges zukunftstarkes Volk und der Krieg selbst zeigte, daß es unbesiegbar war, und daß man es mit Schlichen niederzudrücken unternehmen mußte, vor deren Unvornehmheit und Niederträchtigkeit man sich entsetzt.

Denn dieses ist das Wertvolle in der Erregung, die der Burenkrieg hervorgerufen hat. Man hatte den Eindruck, daß der Krieg eine Vergewaltigung darstellte, ein Verbrechen gegen das keimende Leben, ein Versuch aus rein egoistischen Gründen ein starkes Leben zu vernichten, ehe es zu stark wird; solche Präventivkriege sind eine direkte Sünde gegen den heiligen Geist der Geschichte; und die allgemeine Erregung beweist, daß der Instinkt der Völker die Notwendigkeit empfindet, in solchen elementaren Fragen einig zu sein um jeden Preis.

Ich gestehe, daß es mir wertvoll war, daß die Vertreter von Südafrika sich nicht mit allgemeinen Redensarten über ihre Friedlichkeit aufhielten, sondern mit ihrer ruhigen Klarheit sich auf den Standpunkt stellten: wir haben bewiesen, daß wir lebenswert sind, deshalb wollen wir leben.

„Wir haben Lebensenergie" sagte Botha. Und De Wet in seiner merkwürdig eindringlichen Art: „Wir können erhalten werden, denn wir haben eine Hoffnung; eine Hoffnung — und etwas Nahrung, davon können wir leben."

* * *

Eine große Ueberraschung war doch wohl für alle Teilnehmer am Empfangsabend des Burenhilfsbundes gleich die erste Rede Bothas.

Gewiß die Stimmung war da, und hätte die Generale getragen, auch wenn sie kein Wort gesprochen oder schlecht gesprochen hätten. Die Stimmung war durch das Schicksal gegeben.

Immerhin war gerade am ersten Abend die Zuhörerschaft überwiegend eine kritisch sehr geschulte, eine, die unterscheiden kann, eine, auf welche Kommersreden abkühlend wirken.

In der That wirkten die Reden der deutschen Empfänger überwiegend so; und das, obwohl sie im Rahmen der deutschen Begeisterungsrhetorik gute Leistungen waren; vielleicht waren sie das, weil bemerkenswertere Dinge gesagt werden konnten als bei den gewöhnlichen patriotischen Festen. Doch kam es vor, daß gegen den Schluß hin einer mit wütender Volksversammlungsstimme in den nicht großen Saal ungefähr alles das hineintobte, für dessen Verschweigung der General Botha sich — zu früh — bedankt hatte. Pastor Schowalter unterließ es, den Generalen diese Rede zu dolmetschen; wir waren ihm dankbar dafür.

Obwohl nun die andern deutschen Reden, wie gesagt, über dem Niveau waren, wirkte Bothas Rede als Ueberraschung. Man sah sich erstaunt an. Diese souveräne Verachtung alles dessen, was Pathos oder Phrase, ja auch nur Absicht oder Ueberredung ist! Diese äußerste Schlichtheit und dabei diese Ueberzeugungskraft! Wenn später in einer Zeitung stand, das Gesicht des Generals verändere und belebe sich beim Sprechen sehr und gäbe von einem reichen inneren Leben Kunde, so ist das richtig beobachtet. Der durchschlagendste Eindruck ist aber das Ineinander von Güte und Wahrhaftigkeit, und wiederum Energie und Takt. Gerade weil ein so auserlesener Takt die Rede auszeichnete, war der beherrschende Eindruck der Wahrhaftigkeit um so stärker. Mir fielen unwillkürlich einige frühere burische Kundgebungen ein, die von ähnlich starker Wirkung auf mich gewesen waren, gerade um der Einfachheit und Aufrichtigkeit der Aussprache willen. Insbesondere die Proklamation von Vereeniging kam mir in den Sinn, die mich wie ein Bibeltext berührt hatte, wie ein lebendig gewordenes Stück der Passionsgeschichte. Nach dieser Richtung hin wirkte Bothas Rede.

Einen ganz verschiedenen Typus innerhalb derselben allgemeinen Grenzen der Güte und Aufrichtigkeit vertritt De Wet, der als Redner noch schlagkräftiger ist als Botha. An Stelle der bestrickenden, fast weichen, im guten Sinne mädchenhaften Liebenswürdigkeit Bothas tritt bei ihm der breite niederdeutsche Humor etwa Fritz Reuters, wie bei diesem in einem schwerflüssigen Ernst und in der Fähigkeit zur Tragik wurzelnd, gerade dadurch seltsam ergreifend.

Es ist naturgemäß, daß die Berichte der Presse nicht durchweg tauglich sind, einen Eindruck der Reden zu vermitteln. Man wird die stenographische Wiedergabe abwarten müssen. Manche Ausführungen De Wets haben geradezu einen entgegengesetzten Sinn bekommen. Ich will ein Beispiel anführen. In den Berichten der Presse kommt eine Stelle vor, wo De Wet mit Bitterkeit davon zu sprechen scheint, daß er Kollektantendienste leisten müsse. Indessen De Wet sagte etwa so: Ich weiß nicht, wer bei Ihnen das Amt eines Kollektanten versieht, bei uns sind es die Diakonen der Kirche. Es ist mir eine Ehre den Diakon der Kirche meines Volks zu machen. Man mag an dieser Probe sehen, einen wie stark vergröberten De Wet uns die Zeitungen gegeben haben. Sein Stiernacken und die großen Hände, dazu eine falsche Auffassung des Wortes Bur, hinter der wohl auch eine falsche Auffassung des Charakters selbst des deutschen Bauern steht, haben die burleske Figur des Zeitungs-De Wet geschaffen.

Lassen wir diese Korrekturen. Ich wollte nur verhüten, daß die joviale Art, mit der in der Presse dieser eigentümliche und sehr ernsthafte Mann behandelt worden ist, unsern Lesern den Gesichtspunkt verrücke.

Auch die ganze Art und Haltung der Reden war äußerst charakteristisch und nachdrücklich; und dieses eigentliche Leben der Reden werden uns die stenographischen Berichte ja leider nicht geben. Das Einzelne hob sich sehr stark von einander ab und hatte kräftiger unterscheidende Eigenaccente als in dem allgemeinen Heldenpathos unsrer Begeisterungsreden überhaupt Platz haben. Beide Generale sprachen langsam, nach je einigen Worten pausierend, wie Menschen, die Etwas auszudrücken haben und es auf eine möglichst einfache direkte Weise auch wirklich ausdrücken möchten. Dabei schien Botha die Worte mit seinen Blicken begleiten zu wollen; er schien mitzugehen, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich so aufgenommen würden, wie sie gemeint waren. Er schien innezuhalten, damit das alles geschähe, ehe er weitersprächе, und damit man sich bei Allem immer erst davon überzeugen könne, daß es in Wahrheit so sei. Es war immerfort eine Bewegung auf den Zuhörer zu. De Wets Rede war eher ein fortwährendes Sichzurückziehen auf sich selbst. Botha schien mit einer geöffneten Hand die Worte darzureichen, De Wets Hand schloß sich zu einer mächtigen Faust, die er vor sich niederstraffte, während durch seinen schweren Körper ein Ruck ging, als nehme er erneut Stellung. Auch das mächtige Haupt zuckte dabei etwas zurück und die Lippen schlossen scharf aufeinander; es war als wolle er sagen: So ist es, ich weiß was ich sage; wer es nicht glaubt, thut das auf eigene Gefahr.

Delarey sprach an jenem Abend nicht und ich habe von ihm nur den Eindruck des ernsten, etwas sorgenvollen Gesichtes, das nicht so finster ist, wie es die umlaufenden Photographieen geben, die auch sonst den Gesichtsausdruck der Generale, besonders De Wets nicht recht übermitteln. Gutmütigkeit und Offenheit sind auch bei Delarey am meisten charakterisierende Züge. Ich betone dies so oft, weil es mir ein so starkes und fast überwältigendes Gefühl gewesen ist. Ich glaube nicht, daß ich jemals Menschen von dieser Bedeutung und dieser Thatkraft gesehen habe, in denen jene beiden Eigenschaften so sehr das Konstituierende der Persönlichkeit abgegeben hätten; und das gleichzeitig mit einer so ausgesprochenen Intelligenz. In meiner Nähe saß ein junger Mensch, dunkel und gebräunt, mit mächtigem, untersetztem Gliederbau, aber frisch und gelenkig, das kluge Gesicht ein ausgesprochenes Gutejungengesicht, also ebenfalls die beiden auszeichnenden Merkmale aufweisend; es war — der General Maritz, der mehrfach durchschossene, dessen Kapstadtzüge die neueste Nummer des „Burenfreund“ beschreibt. Kinderherzen in wirklichen Männern. Außerordentlich nahe gekommen ist es mir in diesen Tagen, daß diese Männer den Krieg allerdings nicht anders führen konnten, als sie ihn geführt haben, daß sie die Perfidien und Grausamkeiten der Feinde nicht vergelten konnten, daß sie die Gefangenen frei lassen mußten, wenn sie sie nicht genügend pflegen konnten, so wichtige Gefangene selbst wie Methuen, und daß sie den Frieden so schließen mußten, wie sie ihn geschlossen haben, unbesiegt außer von ihrem Mitleid für das Elend der Unschuldigen. Neben mir saß ein deutscher Burenkämpfer aus dem Gefolge Bothas. Ich fragte ihn, ob Botha nicht etwas weich sei. Er antwortete lebhaft, wenn auch nicht mit Bitterkeit: „Das ist es ja gewesen!“ Er hatte es nicht mehr mit ansehen können. De Wet konnte es ansehen, weil sein eignes Haus verbrannt war, sein eignes Weib und seine eigenen Kinder litten. Botha konnte es nicht, weil seine junge Frau in Sicherheit war.

* * *

Woher die starke und hohe Kunst in dieser Beredsamkeit? Denn diesen Eindruck hatte man, und die Dolmetschung war mit darum so vorzüglich, weil sie augenscheinlich Linie für Linie ungebrochen vermittelte.

Der Baseler Overbeck weist in einem feinen Aufsatz über die Entstehung der neutestamentlichen Litteratur darauf hin, daß alle echten Stücke auch rein auf ihre litterarische Form hin etwas Ausnahmsweises haben, etwas in der gleichzeitigen Litteratur Fremdartiges, aus der vorhergegangenen nicht ohne Weiteres erklärbar. Ein sehr starkes originales inneres Leben mit eigenen neuen Bedürfnissen hat sich schöpferisch neue Formen durchgesetzt. Sobald nachher das neue Leben in gewohntere Bahnen umlenkt, mündet auch der Strom der neutestamentlichen Litteratur in die zeitgenössischen Formen ein.

Sicherlich ist das etwas Anderes als wovon wir sprechen. Es will auch nur ein Vergleich sein und eine Richtung weisen. Wo ein sehr starkes Erleben spricht, schafft es sich seine Sprache von selbst.

Man muß bedenken, daß es bei uns zur Ehrlichkeit gerechnet wird, daß man eine Rede vorher memoriere und dann deklamiere, das heißt, daß man mit Kraft und Fleiß seine Zuhörer betrüge, welche glauben einen Menschen zu sehen, der fühlt, erlebt und spricht, während sie einen Phonographen sehen,

der Studierstubenpathos wiedergiebt. Dieser unlebendige Deklamierton ist dann vorbildlich auch für die etwa freigehaltenen Reden. Man will schön reden, gut reden, druckreif reden: — die Generale wollten Etwas sagen. Ihre Reden waren Kunstwerke, weil sie ganz vom direktesten und unmittelbarsten Leben getragen und ausgefüllt waren und dieses in ihnen treibende Leben sie sozusagen plastisch machte.

Immerhin, es gehören Männer dazu, die sich so an die Sache hingeben können, daß die Sache in ihnen lebt und ihre Worte plastisch macht.

Es ist wahr — worauf mich Jemand, auf dessen Urteil ich Wert lege, aufmerksam machte — daß diese Männer eine denkbar günstige Auslese sind, von dem schweren und erschütternden Schicksal selbst an die Spitze gebracht und zu Sprechern ernannt; — nicht durchs Gymnasium gedrückte Söhne von beamteten Vätern.

Es steht auch hier wie vorhin: die Sache und das Schicksal haben diese Männer gerufen; sie sind vom Schicksal gezeichnet. Aber daß dieses Schicksal solches Material für seine Arbeit vorfand, charakterisiert das ganze Volk. Es ist wahrscheinlich, daß vor hundert Jahren Napoleon die größte Kraft seines Landes wirklich war. Aber als Beweis für die Güte des Volksschlages, der ihn als seinen besten Mann dem Schicksale anbot, sagt er weniger gute Dinge als die Generale.

Ich meine, die Generale weisen auf ein ganz außerordentlich wertvolles Volksmaterial, das sehr bedeutende innere Kultur besitzt und damit sehr große Möglichkeiten auch für äußere Kultur.

Es ist in der That sehr wert, erhalten zu werden.

* * *

Man konnte in den letzten Tagen diesen oder jenen der Burenführer mit dem Lobe rühmen hören, er sei ein „im europäischen Sinne gebildeter“ Mann. Ich kann dieses Lob nicht so hoch schätzen. Und wenn damit gesagt werden soll, daß das Eindringen der europäischen Bildung ins Land die Zukunft des Burentums sei, so ist das keine Aussicht, die meine Sympathie für das Volk und mein Interesse für sein Schicksal erhöhen könnte. Diese künstliche, einheitlose, volkverderberische europäische Bildung einem gesunden Volktum einimpfen — es wäre schade.

Der direkte Wert, den diese germanischen Volkbildungen über den Meeren für uns haben können, besteht gerade darin, daß in ihnen das Germanentum Hebelpunkte auf noch unzerfressenem Boden gefunden hat, um sich aus dem alten romanischen Kultursumpf herauszuheben. Von Nordamerika beginnen wir etwas Derartiges zu spüren. Von Südafrika hoffen wir noch Größeres für eine — freilich entferntere — Zukunft. Südafrika und Nordamerika sind für uns zwei Vorposten im kulturellen Kampfe Los von Rom, zwei Vorstöße in der größeren Varusschlacht, die noch nicht zu Ende ist.

* * *

Ich sagte bereits, daß ich die Bezeichnung „Buren“ verantwortlich machen möchte für die hauptsächlichsten Mißverständnisse, die unsere Presse den Männern entgegenbringt. Wer mit Dorfverhältnissen vertraut ist, verbindet zwar mit dem Wort Bauer den Begriff des Dorfadels; für den Blick aber auf die ganze Landbewohnerschaft kommt der Bauer als verhältnismäßig niederes Fundament in Betracht, unter ihm nur die eigentliche Taglöhnerschaft, über ihm Gutsbesitzer, Landadel, grundbesitzender höherer Adel. Durch diese Stufenfolge zieht sich jene tiefe soziale Kluft zwischen „Gebildeten“ und „Ungebildeten“ etwas oberhalb des Bauerntums hin, und die Bezeichnung „Bauer“ drückt bei uns einen Gegensatz gegen den „gebildeten“ Teil der Landbewohnerschaft aus. Die „Buren“ dagegen sind die weiße Aristokratie, der Landadel im Unterschied zur niederen schwarzen Rasse, und die gesellschaftlich fixierte Scheidung läuft unterhalb der Burenschaft.

Das Bauernleben ist nun selbst in unseren unfreien Verhältnissen der denkbar beste Boden für eine wirklich allseitige Kultur. Der Bauernhof ist in ganz anderem Sinne wie eine städtische Wirtschaft ein Ganzes; die Gemeinde in ihrer Bodensessigkeit in ganz anderem Sinne als die städtische Kommune eine Lehrerin politischen Verhaltens. Diese Kräfte liegen bei uns brach. Die politische Begabung der Bauern erschöpft sich im Kampf der Familien gegeneinander. Dazu war unser Bauer Jahrhunderte lang unterdrückt. Die Spuren davon gehen nicht in drei Generationen vorüber. Es steckt von diesen Zeiten her etwas Verstecktes, Mißtrauisches, ja geradezu Hinterhaltiges, Intrigantes in unseren Bauern. Diese Momente scheinen im Burentum zu fehlen, und nimmt man dazu das Fehlen der Bildungskluft, so ergiebt das in der That eine gute Grundlage neuer originaler Kultur.

* * *

Beide Redner betonten, daß sie einen ehrlichen Frieden geschlossen hätten. Ich muß gestehen, daß ich gehofft hatte, er sei minder ehrlich gemeint gewesen. Ich habe aber einen sehr starken Eindruck davon erhalten, daß es so ist, wie sie sagen.

„Wir sahen, daß unser Volk, das wir in diesem Kriege lieb gewonnen hatten, aussterben mußte“, sagte Botha, „und wir fragten uns, ob wir das wollten. Gott hatte den Frieden beschlossen, wir mußten ihn schließen. Und wir werden ihn halten.“ Und De Wet sagte: „Wir sind nicht gekommen, um Politik zu treiben. Politik treiben wäre unehrlich. Da sei Gott vor. Wollten wir unehrlich sein, so hatten wir zwei Jahre und acht Monate Zeit dazu.“

Trotzdem sind die Männer nicht verzagt. Mit der Energie des Denkens, die sie auszeichnet, haben sie ein neues Ziel ergriffen: das Afrikanertum, das Entstehen eines neuen Volktums ohne Ansehen der Abstammung mit burischer Sprache und Art, wenn auch unter englischer Oberhoheit. Das ist die Politik, die Delbrück von Anfang an in den Preußischen Jahrbüchern als die richtigste beschrieb; vielleicht aber war der Krieg nötig, um sie zu ermöglichen.

Ich meine, selbst in England müßte es weiterblickende Menschen geben, die einsehen könnten, daß es kein Kulturinteresse ist, die Entwicklung des Volktums aufzuhalten, das auf der kräftigen gesunden Grundlage des Burentums entstehen will.

Bonus

Das Bild des Christentums bei den großen deutschen Idealisten

Von zwei großen Epochen geistigen Lebens in unsrer deutschen Geschichte wissen wir, der Zeit der Reformation und der Zeit unsrer klassischen Dichtung und Philosophie. Wir suchen uns des Zusammenhangs immer wieder bewußt zu werden, in dem beide zu einander stehen. Nur als Protestanten können wir uns jene Geisteshelden unsres Volkes um die Wende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert denken. Luther steht uns unwillkürlich immer hinter ihnen. Und wir können der ultramontanen Presse dankbar sein, daß auch sie diese protestantischen Eigentumsrechte nicht in Vergessenheit geraten läßt. Aber doch thut sich uns auch immer wieder eine tiefe Kluft zwischen jenen beiden großen Epochen auf. Man könnte wohl die Empfindung Vieler in den Worten auszudrücken suchen: einst hat die Reformation den Humanismus siegreich abgelöst, dann aber hat ein neuer Humanismus die Ergebnisse der Reformation nahezu abgethan. So haben in merkwürdiger Einhelligkeit etwa Hengstenberg und Strauß uns den geschichtlichen Gang anzusehen gelehrt. Und ihre Urteile haben so kräftig nachgewirkt, daß sie fast zum Ausdruck feststehender geschichtlicher Wahrheit geworden sind. Daß Lessing und Goethe, Fichte und Hegel nicht unter den „Christen“ mitzählen, gilt beinahe als selbstverständlich. Und auch, wo ein ruhigeres Urteil über die Stellung jener Männer zum Christentum angestrebt wird, drängt sich doch vorschnell die Frage nach ihrem Gegensatz zu der Frömmigkeit, die wir persönlich oder geschichtlich als christliche empfinden, vor. Oder die Sorge beschäftigt

uns sofort um die für Glaube und Kirche und Theologie aufregenden und störenden Folgen ihrer Wirksamkeit. Sind sie ja Kinder der Reformation, so bedeuten sie doch eine Umbildung der religiösen Ziele Luthers in modern weltliches Denken und Streben.

Mir scheint, wir sind von verschiednen Seiten her im Begriff, uns auch in diesem Falle an eine neue Fragestellung zu gewöhnen. Das Bild des Christentums, das sich in Kopf und Herz unsrer großen Idealisten gestaltet hat, suchte neuerdings Lülmann in einem sorgsam gearbeiteten, wenn auch etwas schwerfälligen Buche nachzuzeichnen.*) Nicht unmittelbar stellt er die großen Gedankengebilde unsrer Philosophen dem Christentum gegenüber. Ihr Christentum, d. h. also ihre Anschauung von dem Christentum, ihr Denken und Reden über das Christentum tritt zunächst rein für sich in Erscheinung. Immer in ihren eignen Worten zuerst hören wir diese Männer — Leibniz und Lessing, Kant und Fichte, Schelling und Hegel, zuletzt Schleiermacher — über die eine große Sache reden, die uns allen am Herzen liegt. Erst weiterhin fügt sich dann der Darstellung eine Beurteilung an, wird also, was Jenen als Christentum gilt, mit dem verglichen, was Lülmann selbst — geschichtlich, wollen wir sagen — als solches kennt. Keinen von den Genannten dann läßt er an uns vorübergehen, ohne daß er ihm mancherlei Fehlstriche an dem Bilde, das er gezeichnet hat, nachgewiesen hätte. Am wenigsten ist das bei Schleiermacher der Fall. Mit dessen Verständnis des Christentums weiß sich Lülmann am innigsten verbunden. Das wird ja seinen guten Grund haben. In der Persönlichkeit des großen Theologen wird am meisten religiöse Kongenialität für den Gegenstand, um den es sich handelt, vorhanden gewesen sein. Aber auch in der reichen Vielseitigkeit seines Geistes bringt er mehr als die Andern alle den verschiednen Lebensäußerungen des Christentums eine gleiche Empfänglichkeit und Fähigkeit des Anempfindens entgegen. Damit ist zugleich gesagt, daß es überwiegend Einseitigkeiten sind, die Lülmann zu rügen findet. Diese Einseitigkeiten werden ja gewiß verschieden zu werten sein. Denn es wird nicht gleichgiltig sein, ob sich das Verständnis des Christentums bei Kant einseitig nach der Moral hin neigt, oder ob es sich bei Schelling in theosophische Spekulation zu verlieren droht. Aber im letzten Grunde kommt es darauf doch nicht an. Etwas Andres tritt in der Gesamtbetrachtung zwingend in den Vordergrund. Jeder dieser Männer hat eine eigentümliche Welt- und Lebensanschauung in sich zu reinlicher Gestalt ausreifen lassen. Sie bringt er, absichtlich und auch unbewußt, zum Verständnis und zur Beurteilung des Christentums mit. Genau so weit darum, wie sie sich in ihrem eignen Denken von einander entfernen, muß sich auch das Bild dieser Religion, das der Eine zeichnet, von dem des Andern entfernen. Aber Jeder von ihnen, ausnahmslos, findet in diesem Christentum das Beste und Höchste wieder, was ihm in der Seele aufgegangen ist, woran er die ganze Kraft des Lebens und Denkens gesetzt hat. Und auch umgekehrt wird man sagen dürfen: Jeder von ihnen sieht sich genötigt, in dem Entwurf seiner Gesamtanschauung für gewisse Grundgedanken des Christentums eine bestimmte Stelle vorzusehen; mögen sie bei dem Einen und dem Andern noch so verschieden gefärbt und abgetönt erscheinen, fehlen dürfen sie nicht. Kurz, als Christen wissen sie sich alle, und als Christen wollen sie sich geben.

Ist das wirklich Selbsttäuschung gewesen? War es der Bann unauslöschlicher Jugendeindrücke, unter dem diese reifen Männer standen? Vermochten diese freien Geister auch auf der Höhe ihrer Entwicklung sich nicht von den Wurzeln der Vergangenheit und der Luft ihrer Umgebung loszulösen? Dann hätten sie nur Christentum genannt, was in Wahrheit etwas ganz Andres, Moral oder Philosophie oder modernes Denken war. Man wird schwerlich den Mut haben, diese Fragen ohne mancherlei Einschränkung zu bejahen. Dann aber bleibt nur das Entgegengesetzte übrig: die Anerkennung der Thatsache des überwältigenden Eindrucks, den das Christentum auf diese Männer geübt hat, eines Eindrucks, der ihnen auch inmitten scheinbar entgegenstrebender Gedankenrichtungen unverwischbar geblieben ist, stark genug, sich in diesen modernen Denkern als immer junges Leben zu behaupten.

Aber die Verschiedenheit der Auffassung, des Verständnisses? — Wie reich muß diese Religion in sich sein, daß sie Allen Alles zu werden vermag, auch diesen geistig Reichsten ein unerschöpflicher Quell der Kraft und ein nie ganz gelöstes wunderbares Rätsel. Was im großen Verlauf der Geschichte uns immer wieder in Erstaunen setzt, wie dies Christentum unter den heterogensten Zeitverhältnissen sich zu behaupten und zu erneuern vermag, eben das tritt uns hier in engerm Kreise, der aber ganze Welten von Gedanken in sich sammelt, entgegen. Aber es ist uns hier so nahe gerückt, daß wir nicht davon hören, sondern es fast mit erleben.

Samuel Eck

*) Das Bild des Christentums bei den großen deutschen Idealisten. Ein Beitrag zur Geschichte des Christentums von Lic. Dr. C. Lülmann, Prediger an St. Jacobi in Stetttn. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn 1901. 230 S. 4,80 Mk.

Ein Buch für Theologen und Nichttheologen

In die letzten Herbstferien hat mich ein Buch begleitet, auf das ich auch Andre hinweisen möchte. Oft las ich, im Walde sitzend, meiner Frau daraus vor, während von ferne her der Gebirgsstrom rauschte; und vorlesend ließ ich mich von den Wogen der mächtig daherflutenden Sprache tragen.

Schon persönliche Erinnerungen zogen mich zu dem Buche hin. Bald zwanzig Jahre sind es her, seit ich in einem Kreis gleichstrebender jugendlicher Genossen, denen die Studienleitung junger Theologen oblag, mit dem Verfasser zusammengeführt wurde. Mich hatte damals Ritschls Theologie gefesselt: sie hatte mich aus philosophischen Spekulationen im Gefolge Biedermanns und aus mancherlei Zweifeln und Kämpfen herausgerissen, sie war mir ein Wegweiser zu Jesu Christo geworden und hatte mir den Weg zu freudigem Anfang im geistlichen Amt geöffnet; so war es mir ein ernstes Anliegen, das Verständnis für sie auch Andern zu erschließen, und manche der Arbeitsgenossen gingen mit mir diesen Weg. Von dem schweigsamen Freunde aber wußten wir, daß er wohl auch von Ritschls Theologie angefaßt war, daß er aber zugleich im Stillen an den spekulativen Gedanken Rothes weiterspann; wir wußten auch, daß er über einem Buche brütete, in dem er nicht nur seine theologischen Gedanken niederlegen, sondern auch die ihm verliehene dichterische Gabe verwerten wollte, und oft sprachen wir scherzweise über „das Buch“. Zunächst erschien aber nur ein Stück des Ganzen: es trug den Titel: „Karl Wilhelm Ziegler, Zum Entscheidungskampf um den christlichen Glauben in der Gegenwart. Ein Wort an die Suchenden unter den Gebildeten. Tübingen 1886.“ Zwar fand es seine Leser, es wurde von der Kritik freundlich aufgenommen und auch in diesen Blättern seiner Zeit gewürdigt*); aber es hatte doch nicht ganz den Erfolg, den wir erhofft hatten. Vielleicht trug die Schuld daran die Unvollständigkeit des ersten Teils, die den falschen Schein erwecken konnte, der christliche Gottesglaube solle auf ein kraftvolles Postulat begründet werden; vielleicht war es auch die erregte Sprache des persönlichen Bekenntnisses, die Manchem nicht zusagte. Faßte doch ein wohlwollender väterlicher Freund sein Urteil dahin zusammen, der Verfasser bewege sich zu viel auf den Höhen des Chimborasso. Jedenfalls haftete dem Buch bei aller Frische noch manches Jugendliche an. — Der zweite Teil, von dem ich damals schon Stücke zu lesen bekam, ließ lange auf sich warten. Der Verfasser trat in ein Pfarramt ein und fand in ihm, dann in einem Dekanatamt reichliche Arbeit; nur von Zeit zu Zeit bekundete er durch Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften, daß er unverrückt sein Ziel im Auge hatte. Erst im Sommer dieses Jahres hat er, nachdem das Nonum prematur in annum**) längst übertroffen war, das

*) Vgl. die ausführliche Würdigung in Jahrgang 1889, Nr. 24 und 25, von F. Clüver.

**) Im Geiste seis bewegt neun Jahre lang! D H

erwartete Buch erscheinen lassen. Aus einem zweiten Bande ist es ein für sich selbständiges Buch geworden, ein wohl ausgereiftes Werk. Der Titel lautet: Die Versöhnung mit Gott. Bekenntnisse und Erkenntniswege von Karl Wilhelm Ziegler. Tübingen und Leipzig, Verlag von J. C. B. Mohr 1902.

Das Buch ist nicht nur für Theologen bestimmt; fachtheologische Erörterungen sind daher aus dem Text fern gehalten. Aber doch werden es Theologen, besonders theologische Studenten, mit Genuß und Gewinn lesen; und für sie sind am Schluß vierzig Seiten theologischer Anmerkungen angehängt. Der Text zerfällt in zwei der Ausdehnung nach ungleiche Teile. Der erste, überschrieben „auf hoher See", schildert, wie ein sittlicher Idealist, der das christliche Sittlichkeitsideal festhalten, aber auf den Glauben des Christentums verzichten will, notwendig, sobald er über sich selbst und über die Welt nachdenkt, in ein Meer von Zweifeln gestürzt werden muß. Denn in uns finden wir das Gesetz der Sünde, in der Menschheit, auch in unserm Volke, sehen wir die Macht des Bösen und das herannahende Gericht. Da droht der sittliche Idealismus umzuschlagen in die bittere Klage:

Die Seele des Lebendigen, was schreit sie nach Erlösung? und alle Kreatur, warum schaut sie emporgereckten Hauptes aus und wartet mit sehnlichem Harren auf die Offenbarung der Herrlichkeit der Kinder Gottes? — Es ist vergeblich. — Die Elemente arbeiten mit blindem Drang, als wollten sie Leben schaffen und gebären und selbst lebendig werden — aber ohne Erbarmen töten sie, was lebendig ist, und zermalmen ihre Kinder. Alles, was Odem hat, freut sich des Lichts, begehrt Lust und Leben, trachtet nach Wohlsein unter der Sonne — aber um zu leben, zerreißen sie einander; der Löwe zerreißt, und sein Opfer verendet in stummer Qual. Und Seligkeit begehrt der Mensch in unbezwinglichem Verlangen — darum zwingt ihn das eherne Gesetz der Natur, daß er Schmerzen schaue, Schmerzen leide und bereite sein Leben lang. Erkenntnis des Guten ist ihm gegeben, und fortschreitend zur Freiheit ist er ihm selbst ein Gesetz — darum bändigt ihn das Böse für immer, und ist über ihm die Obrigkeit der Finsternis. Und zum Spott ist ihm die Gottesstimme gegeben, zur Verzweiflung der Glaube; er hofft, und mit Hohnlachen wirds offenbar, daß nichts zu hoffen ist! (S. 56)

Und doch, auch der Gescheiterte, auch der, der am Glauben Schiffbruch gelitten hat, kann nicht aufhören nach Gott zu fragen, sich nach ihm zu sehnen, seiner zu bedürfen:

Doch sehe ich das Elend, dem ich nicht steuern kann, sehe unsre Schuld, unsre bittere Ohnmacht, unser sehnliches Verlangen — da übermannt michs, und ich schreie zum Himmel: vor Gott muß ichs klagen, daß kein Gott im Himmel ist! Vor seine Füße werf ich ihm den Zweifel, als ein Ungläubiger bete ich und rufe zu Gott aus der Tiefe meiner Not; denn wer hülfe mir sonst? Und als ein Lügner will ich predigen seinen Namen, so lang noch Odem in mir ist; seines Reiches Herrlichkeit will ich aller Welt verkündigen zum Trug. Ihn zu denken lass' ich nicht; mir zum Troste will ich träumen, den Mühseligen zur Erquickung von meinem Freunde singen ein falsches Lied! Herr, Herr, dich ruf ich an, wenn du gleich nicht hörst; den ich über Alles lieben möchte, den suche ich, bis ich vergehe! Und ihr Unseligen alle, suchet mit mir vergeblich nach Seligkeit, ihr Sünder alle, trachtet nach dem Reiche Gottes und nach Gottes Gerechtigkeit — es ist kein Gott; aber unser Herz ists, das nach ihm fraget! (S. 64)

Die Sprache der rednerischen Leidenschaft, der dichterischen Anschauung herrscht in diesem Teil. Der Redende ist überzeugt, daß keine andre Sprache den Zwiespalt auszudrücken vermag, auf dessen dunklem Hintergrund erst Gottes Offenbarung und unsre Versöhnung mit Gott in lichtvoller Klarheit erscheint. Und in der That hat er eine ergreifende Gewalt der Sprache erreicht, vor allem durch Anklänge an biblische Worte, auch ohne die prickelnden Reizmittel modernster religiöser Rede und ohne die erzwungenen Anlehen bei Nietzsche. — Aber der Verfasser hat zugleich seit seinem frühern Werk gelernt, sparsamer die Sprache der leidenschaftlichen Erregtheit zu verwenden. Nur der kurze erste Teil bewegt sich in ihr. Der zweite Teil, der den Zweifelnden „auf festem Grunde" Fuß fassen läßt, auf dem Grunde der göttlichen Offenbarung in Jesu Christi Wort und Person, Kreuz und Auferstehung und auf dem Grunde der mit Gott versöhnten Gemeinde, giebt schon in seiner sprachlichen Form das Gefühl der ruhigen Sicherheit des Redenden wieder; aber doch strahlt uns zugleich in ihr die Wärme persönlicher Ueberzeugtheit entgegen, und auch in der ruhigen Darlegung bekundet sich die Meisterschaft der Sprache. — Der Verfasser schildert etwa den Kampf Jesu auf seinem Leidensweg; er zeigt, wie arglos Jesus auch von seinem Bangen und Ringen seinen Jüngern Zeugnis giebt, ohne die Besorgnis, „sein Bild möchte getrübt werden in den Augen der Gläubigen, wenn sie um jene Anfechtungen wüßten".

Der Glaube Jesu wird über Beides Herr, über das höchste Frohlocken, wie über das tiefste Verzagen. Wie er im Frohlocken nie geschwärmt hat, so kann er auch verzagen, ohne zu scheitern. Er kann weissagen, daß er sterben werde, in Begeisterung weissagen, daß sein Tod das Lösegeld und Sühnopfer sein wird für Viele — und er fragt doch wiederum angstvoll, ob es denn sein muß, und ob nicht am Ende Alles vergeblich ist . . .

Es giebt keine wahre Weissagung ohne den lebendig wechselnden Pulsschlag des Glaubens, der zwischen Frohlocken und Zagen auf- und abschwebt. Der heidnische Orakelspruch ist kalt, unpersönlich: ein unabwendbares Fatum erfüllt ihn, ob er nun Glück oder Unglück, Leben oder Tod verheiße. Darum wird auch nach heidnischer Ansicht nur der bewußtlosen Verzückung das Geheimnis der Gottheit geoffenbart, und die Dünste des Abgrundes umnebeln den delphischen Dreifuß. Die wahre Prophetie dagegen blickt klaren Auges auf zu dem lebendigen Gott, den des Uebels auch reuen kann, das er geredet hat (2. Mos. 32, 14 — Jer. 26, 3. 13. 19 — Jona 4, 2), und der um das verheißene Gut gebeten sein will ohne Unterlaß (Luk. 18, 1—8). Darum horcht sie verhaltenen Atems und sorgt um die Erfüllung mit klopfendem Herzen, bis der Tag Gottes erscheint oder das Herz den letzten Schlag thut.

So sah Jesus freilich den Tod herankommen, sah im Glauben auch das Heil, das sein Tod schaffen sollte, aber er sah beides kommen von nirgendwo anders her als von dem lebendigen, persönlichen Gott, mit dem sein Herz sich besprach, dessen Angesicht er suchte, den er Antwort heischend fragte bis zum letzten Atemzug. (S. 169)

Das letzte Kapitel des zweiten Teils: „Die Ewigkeit", bespricht eine Reihe von Fragen der christlichen Erkenntnis, die Fragen der Gottheit Christi, der Weltvollendung, des Jenseits; es legt die Weltanschauung des durch Christus mit Gott versöhnten Menschen in ihren Grundzügen dar. Vielleicht wäre dieses Kapitel besser als dritter Teil in unserm Buche neben die beiden Teile „Auf hoher See" und „Auf festem Grunde" gerückt worden, etwa unter dem Titel „In der ewigen Gottesstadt". In diesem Abschnitt ist noch am meisten von Rotheschem Erbteil erhalten. Rothe hat — darauf ist einst im Jahre des Rothe-Jubiläums hingewiesen worden — in der That eine reiche Erbschaft hinterlassen; so geben auch diese Ausführungen, die manche seiner Gedanken in Freiheit weiter verfolgen, dem christlichen Denken reiche Nahrung. Aber doch wird gerade bei ihnen auch am meisten Widerspruch sich erheben. Aber hier sei dem nicht weiter nachgegangen! Mir war es nur persönliches Bedürfnis, auf das Buch hinzuweisen, das mich selbst erfrischt und erfreut hat.

Max Reischle

Die deutsche Schule im preußischen Polen

Dezember vorigen Jahres sah sich der Herausgeber plötzlich in das Interesse für unsre deutsche Polenfrage hineingeworfen. Ob sein schnelles Votum gerechtfertigt sei, darüber mußten ihm bald ernste Zweifel kommen. Aber Klarheit zu gewinnen war schwer. Es gab Viele, auch in unserm Leserkreise, die von der Polensache überhaupt nichts wissen wollten: offenbar ein moralisch unhaltbarer Standpunkt. Aber es gab auch unter den Interessierten Wenige, die Kenntnis und Billigkeit mit ihrer Leidenschaft verbanden. Wir brachen damals in der Christlichen Welt die Debatte ab mit dem Vorbehalt, im Herbst sie wieder aufzunehmen.*)

Heut sind mir diese Dinge vertraut geworden. Dennoch äußere ich mich nur zaghaft darüber. Für alle unsre Erkenntnis giebt es drei Stufen. Zuerst, wenn man sich mit einem Gegenstande zu beschäftigen anfängt, überkommt einen ein Kraftgefühl über die Fülle von Gewinn, die man aus seinen neuen Studien hat. Dann, auf der zweiten Stufe, merkt man, wie kompliziert das scheinbar so einfache Gebilde ist, wie unermeßliche Fragen hinter der Antwort lauern, die

*) Vgl. 1901, Nr. 49, Sp. 1168; Nr. 52; 1902, Nr. 1, 3 und 4.

man auf seine erste Neugier bekam. Durch dieses zweite Stadium hindurch ist es ein mühsamer Weg bis zum dritten. Auf dieser dritten glücklichen Stufe übersieht man die Probleme, man weiß, wo der feste Grund ist, man kennt sich in der Sache aus, soweit das Menschen möglich ist. Ich befinde mich in der Polensache im zweiten Stadium; aber ich habe das Gefühl, daß ich vorankomme und mehr und mehr festen Boden unter die Füße kriege. Und so will ich — mit allem Vorbehalt — versuchen, unsre Polendebatte von damals zu einem gewissen Abschluß zu bringen.

1

Wir handeln nur von der Schulfrage, nicht von unsrer Polenfrage überhaupt.

Die deutsche Schule im preußischen Polen ist ein ganz einzigartiges Gewächs. Wir befinden uns im Lande des Schulzwangs. Die Schule ist deutsch und die Kinder sind polnisch. Die Kinder, die die Schule besuchen müssen und nun deutsch unterrichtet werden, haben bis zum Eintritt in die Schule vielleicht niemals einen deutschen Laut gehört. Oder wenn doch, so haben sie vom Elternhause her vielleicht einen Haß dagegen. In der Schule hören sie nun von Rechts wegen keinen polnischen Laut. Nämlich aus dem Munde ihres Lehrers. Es giebt Lehrer in diesen deutschen Schulen mit rein polnischen Kindern, die selbst kein Wort Polnisch können. Aber auch die Lehrer, deren eigne Muttersprache das Polnische ist, dürfen von Rechts wegen im Unterricht kein polnisches Wort mit den polnischen Kindern reden. Sofern sie es doch thun, wird, sagt man, das Ziel des Unterrichts weniger sicher erreicht; und weil sie es doch thun, so sind, sagt man, in schultechnischer Hinsicht für diese deutsche Schule in polnischer Gegend deutsche Lehrer, die kein Polnisch verstehen, den zweisprachigen Kollegen vorzuziehen.

Diese rein deutsche Volksschule unter dem polnischen Volk erreicht ihr Ziel. Was bringt der deutsche Schulmeister nicht fertig? — „Das sind Stiefeln.“ „Das sind meine Stiefeln.“ „Das sind deine Stiefeln.“ „Zeige mir deine Stiefeln.“ — Es ist dieselbe Methode, nach der in Frankfurt a. M. in der Musterschule oder im Goethegymnasium das Französische gelehrt wird: Anschauungsunterricht in der Fremdsprache. Sie kann nicht schlecht sein, denn: am Ende der Schulzeit ist den polnischen Kindern ungefähr derselbe Wissensstoff, den unter nicht allzu günstigen Verhältnissen in deutschen Gegenden die deutsche Schule bewältigt, den polnischen Kindern auf Deutsch beigebracht, und sie haben zu der Sprache, die sie daheim und untereinander sprechen, obendrein noch eine zweite hinzugelernt.

Aber ist das nicht dennoch vergebliche Arbeit? Verlernen die Kinder nicht nach ihrer Schulentlassung wieder das Deutsche? Giebt es nicht bereits bei der Entlassung Kinder, die das Deutsche nur unvollkommen beherrschen? Die letztere Frage ist ohne Bedeutung. Natürlich giebt es schwache Kinder, die nicht mitkommen; die fallen aber für das eigentliche Resultat nicht ins Gewicht. Ernster ist die Frage nach der Beständigkeit der deutschen Sprachgewandtheit und des damit verbundnen Bildungsbesitzes bei der kräftigern Mehrheit. Und da muß gesagt werden, daß die Kinder, die aus der Schule ins rein polnische Milieu zurücksinken, also vornehmlich Mädchen, das Deutsche gewiß wieder verlernen, mehr oder minder. Aber wo die Polen irgend mit Deutschen Verkehr und Austausch haben, da sind und bleiben sie dank ihrer deutschen Volksschule zweisprachige Leute.

2

Die rein deutsche Volksschule hat aber eine polnische Zugabe, von der wir noch nicht sprachen. Nicht in evangelischen, aber in katholischen Gegenden. Es giebt nämlich in der Provinz Posen — von der allein wir heute handeln — 12000 evangelische Polen, die auf einem Haufen beisammen wohnen, in dem Südwinkel der Provinz, mit den Städten Adelnau, Ostrowo, Schildberg, Kempen. Diese evangelischen Kinder mit polnischer Muttersprache und polnischer Umwelt hören thatsächlich, wo es streng zugeht, in der Schule *kein* polnisches Wörtlein. Denn für sie ist auch der Religionsunterricht, wie dann der Konfirmandenunterricht, rein deutsch. Schwierigkeiten entstehen daraus nicht, weil Eltern und Kirche damit einverstanden sind. Haben die jungen Leute Schule und Konfirmation hinter sich, so besuchen sie nach Belieben, wie ihnen die Stunde am besten liegt, den polnischen oder den deutschen Gottesdienst. Der polnische ist zumeist besser besucht, aber am langsamen Wachstum der Kommunikantenziffer beim deutschen Abendmahl und an der entsprechenden Abnahme beim polnischen erkennt man, wohin die Entwickelung geht.

Wo dagegen die deutsche Volksschule unter katholischen Polen arbeitet, macht sie ihnen das Zugeständnis des polnischen Religionsunterrichts. Dieser ist also Ordnung und Brauch. Es sind nur Ausnahmen, wenn in wenigen Städten auf der oberen und etwa auch auf der mittleren Stufe zum deutschen Religionsunterricht übergegangen wird. Es ist das gewissermaßen der Triumph des deutschen Schulmeisters, daß er es mit seinen polnischen Kindern so weit bringt. Dieser Uebergang hat sich in der Regel, wo er beliebt wurde, ohne große Schwierigkeiten vollzogen. Wenn die Einführung dieser Praxis in Wreschen auf Widerstand stieß, so macht man im Posenschen nicht nur den Kaplan dafür verantwortlich, der ohne Zweifel den Widerstand organisierte, sondern auch gewisse Fehlgriffe der Schulleiter, die leicht hätten vermieden werden können.

Es leuchtet ein, daß schultechnisch viel dafür spricht, die Eine Schulsprache wenn möglich restlos durchzuführen. Das rein ideale Bedenken, daß der Religionsunterricht in der Muttersprache zu erteilen sei, kann dawider nicht unter allen Umständen aufkommen. Wo, wie im Kreise Schildberg, unter den evangelischen Polen Eltern und Kirche mit dem deutschen Idiom in der Religions- und Konfirmandenstunde einverstanden sind, wird die sonst schulgewohnte Sprache auch in diesem Unterricht ihren Dienst thun. Der Konflikt und die moralische Not entsteht erst da, wo hinter der Maxime: Die Religion in der Muttersprache! der Wille der Eltern und die Forderung der Kirche steht. Da achte man nun nicht nur auf die Thatsache, daß in Wreschen und wo sonst diese Instanzen ihren Widerspruch geltend gemacht haben, sondern daß der deutsche Religionsunterricht an mehreren Orten wie von den Eltern so auch von der katholischen Kirche toleriert wird.

Insgeheim freilich leistet wohl die polnische Schuljugend dem deutschen Religionsunterricht auf der ganzen Linie Widerstand. Was schultechnisch möglich und empfehlenswert sein mag, wird zu einer qualvollen und vergeblichen Sache unter den heutigen politischen Verhältnissen. Die polnischen Kinder — gleichviel ob Volksschüler oder Gymnasiasten — achten die „deutsche Religion“, d. i. die Religion in deutscher Sprache, nicht. Die deutsche Sprache macht sich ihnen hier noch mehr wie sonst als die Sprache der Unterdrücker fühlbar; die Lehrer selbst lassen wohl durchmerken, daß sie sie nur mit Widerwillen handhaben; alle Pietät wendet sich umso mehr dem polnischen Beichtunterricht zu.

Erschwerend tritt hinzu, daß die katholische Kirche an einer eingehenden Erläuterung des religiösen Lehrstoffes, wie wir sie gewohnt sind und fordern, nicht nur kein Interesse nimmt, sondern sie geradezu verbietet. Der Katechismus, der die Biblische Geschichte fast verdrängt, soll auswendig gelernt, nicht erklärt werden. Als mir dies aufging, schien mir es zunächst nun erst recht gleichgiltig, ob er auf Polnisch oder auf Deutsch eingeprägt würde. Aber hier ist denn doch trotz Allem die Muttersprache die zugänglichere, faßlichere. Da eine Probe, wie zwölfjährige Kinder wohlhabender polnischer Bauersleute trotz sonstigen deutschen Unterrichts die einfachsten Katechismusstücke auf Deutsch sich aneignen. Die dritte Bitte brachten sie zu Papier wie folgt: dain Wilhelm gescheut, die siebente: sonder Her Jesus sonder libe amen. Den engelischen Gruß (Gegrüßet seist du, Maria, du bist voll der Gnaden) gaben sie wieder: Gristaiste Maria dabes folge nade. Man mag einwenden, es sei eben doch Sache des deutschen Religionslehrers, diesem Memorier-Unsinn durch fleißige Erklärung zu Hilfe zu kommen, so wie sein pädagogisches Gewissen auch in den übrigen Fächern ihn Alles zum Verständnis bringen heißt; und wenn

der Lehrer das nicht will, dann müßte der Kreisschulinspektor ihn dazu zwingen. Aber wohlgemerkt, es handelt sich um eine positive Vorschrift der Kirche; die respektiert zumeist auch die Schulbehörde; kommts zum Konflikt, so geht er zwischen Staat und Kirche, und wir stehen am Abgrund eines neuen „Kulturkampfes“.

Alles in Allem fand ich die Frage des Religionsunterrichts an Ort und Stelle durchaus nicht so brennend, wie sie dem Fernstehenden angesichts der Wreschener Affäre schien. Die katholische Kirche kann mit dem gegenwärtigen Zustande, soweit sie auf polnischen Religionsunterricht allen Wert legt, recht zufrieden sein. Unterstützt doch der Staat diesen Unterricht auch noch durch polnische Lese- und Schreibstunden auf der Mittelstufe. Anderseits hat der Staat an einigen Orten, wo man mit Besonnenheit vorging, die Genugthuung, daß die deutsche Sprache auf der obern und zum Teil selbst auf der mittlern Stufe bis in den Religionsunterricht durchgeführt ist, auch in der katholischen Schule.

Daß ein solches Ringen um den Religionsunterricht möglich ist, daß man hier gewissermaßen den Kampfplatz etabliert und die legale Möglichkeit für harte, unabsehbare Konflikte offenhält, scheint mir zwar eine gesetzgeberische Thorheit. Zumal in einer Zeit, wo von einem Vordringen des Deutschen nicht die Rede sein kann. Dennoch glauben kampflustige Elemente immer wieder auf diesem Punkte Erfolge erhoffen zu dürfen.

So haben die Alldeutschen jüngst auf ihrem Danziger Tage unter Anderm die Forderung aufgestellt: „Die für Westpreußen geltenden Bestimmungen über die Erteilung des Religionsunterrichts in deutscher Sprache sollen auf alle Teile der Ostmarken ausgedehnt werden.“ In Westpreußen wird seit Jahren auch der Religionsunterricht nur in deutscher Sprache erteilt. Aber was dort durchführbar sein mag, wo es sich nur um eine polnische Minderheit handelt, ist darum noch nicht das Richtige für eine Provinz wie Posen, die zu zwei Dritteilen polnisch ist.

3

In eine grundstürzende Kritik der Institution deutsche Volksschule in Posen einzutreten wäre ganz zwecklos. Karl Jentsch hat das neulich, gescheut und einschneidend wie immer, wieder gethan in Nr. 4 der Politisch-Anthropologischen Revue (August 1902, Thüringische Verlagsanstalt, Eisenach und Leipzig). Wenn man wie er alle Voraussetzungen der preußischen Polenpolitik beanstandet — vielleicht mit Recht —, dann kann man auch ein andres Schulsystem an Stelle des jetzigen setzen — vielleicht mit Recht. Aber ich möchte mich ganz auf den Boden des Wirklichen und Möglichen stellen. Und da scheint es mir so sicher wie sonst Etwas in dieser Welt: die deutsche Volksschule und den Schulzwang für das ganze Gebiet, alle fremdsprachlichen Elemente mit eingeschlossen, wird der preußische Staat niemals aufgeben. Ich glaube auch nicht, daß die Polen in Posen sich hierüber irgendwelchen Illusionen hingeben.

Wenn aber die deutsche Volksschule im preußischen Polen eine Staatseinrichtung ist, an der Niemand rütteln kann, so bleibt jedenfalls die Frage, was sie leisten soll und wie man sie aufs beste ausbauen mag. Was soll sie leisten? Germanisierung der polnischen Volksmasse? Dies Ziel ist, wie die Dinge heute liegen, ein utopisches. Die deutsche Schule kommt heute der Emporentwickelung des Polonismus mehr zu gute, als daß sie sie aufhielte. Man kann vielleicht sagen: diese deutsche Schule hat noch keinen einzigen Polen zum Deutschen gemacht. Dennoch verzichtet der preußische Staat nicht auf sie. Warum? Sie ist ihm Tradition, Pflicht, Ehrensache. Sie ist ein großartiger Luxus, den er sich bieten kann. Obwohl sie ihm Schwierigkeiten schafft, deren Bewältigung große Anstrengungen erheischen wird, führt er sie durch, aus Grundsatz, einer Idee zu Liebe. Man könnte zwar ein Herrenvolk sein und über Barbaren herrschen; man könnte mit Geld und Arbeit sparen, daß die Polen darum betteln müßten, an unsrer Kultur teilnehmen zu dürfen: statt dessen nötigen wir ihnen unsre Sprache auf, lassens uns viel Mühe und Geist kosten — um uns damit eine starke Konkurrenz zu schaffen und nichts als Zorn und Haß dafür zu ernten. Ich frage: hat man einen großartigeren Luxus schon gesehen?

Und doch handelt der preußische Staat nicht groß an seiner deutschen Schule in Polen. „Wenn schon, denn schon!“ Man sollte meinen, wenn der preußische Staat eine für den nächsten Augenschein so undankbare Kulturarbeit zäh und tapfer leistet um einer höhern Idee willen, müßte er nun auch seine ganze Kraft einsetzen, sie ordentlich zu leisten. Statt dessen geschlossene Schulen und halbe Schulen. Lehrermangel überall. Ueberfüllte Klassen — man denke bei diesem Betrieb! In Frankfurt a. M. weiß Jedermann, daß die Reformmethode vorzügliche Lehrkräfte und wo möglich ein extra gutes Schülermaterial verlangt. Ich will annehmen, Letzteres sei bei der Sprachengabe slavischer Völker in den polnischen Kindern gegeben. Aber die Lehrer, wie steht es da? Mit welcher Anstrengung der deutsche Volksschullehrer unter den polnischen Kindern arbeiten muß, kann sein Kollege im deutschen Lande nur ahnen, nicht ausmessen. Wir können es alle nur ahnen. Eine verminderte Schülerzahl ist in solchen Schulen mit Recht vorgeschrieben. Statt dessen die Ueberzahl, die er vor sich hat! Und die Verminderung der Schulstunden, bis auf die Hälfte, damit nur alle Kinder Etwas haben! Und die Vertretungen in der Nachbarschule! Dazu die strenge, unaufhörliche Aufsicht. Den Pfarrern ist sie — bei dem dortigen Betriebe mit Notwendigkeit — genommen. Nicht zwar die Lokalschulinspektion, aber die spielt bei der intensiven Bearbeitung der Schulen durch den Kreisschulinspektor kaum eine Rolle. Kreisschulinspektor ist in Posen kein Pfarrer mehr im Nebenamt, hier müssen Fachleute leiten und eingreifen; die meisten sind Männer, die von der Pike auf gedient haben; in der That sind dort gewesene Volksschullehrer die best Berufenen. Aber mit dem Stabe Sanft regieren die nicht, und sie könnens nicht. Kurz, es ist ein Betrieb in diesen Schulen, wie in den deutschen Heimatschulen nirgends. Und die Lehrer können so schlecht nicht sein nach dem, was sie leisten und leisten müssen.

Aber dabei läßt der Staat Lehrermangel aufkommen! Und besoldet seine Truppen jämmerlich! Wenn der Staat will, daß seine Schule — zu Dank oder Undank — eine Wirkung thut, auf die er stolz sein kann, dann darf er dort mit Kräften und Mitteln nicht geizen. Polnische Kinder, die in überfüllten Klassen nur halben Unterricht bekommen, erreichen den Zweck, der das Mittel des Schulzwangs allein rechtfertigt, selbstverständlich nicht. Und so verlassen diese Kinder die Schule nur mit dem Haß gegen das unverdaute Deutschtum, das man ihnen da beigebracht hat, ohne irgendwelchen positiven Gewinn. Aber auch die deutschen Kinder in den deutschen Schulen, die unter denselben Mängeln der Versorgung leiden, werden schwer zu wackern Vorkämpfern ihrer Art und Sprache werden. Selbst in einer Ansiedlung fand ich eine Schule, seit zwei Jahren fertig und noch nicht in Brauch genommen, und doch hat man den deutschen Ansiedlern eine Schule am Ort versprochen, und doch sorgt man sonst für die Ansiedler aufs beste. Die Klagen der Eltern dringen, so scheint es, nicht bis Berlin. In einem deutsch-evangelischen Konfirmandenunterricht fanden sich auf mein Befragen das Fünfteil Kinder vollkommen schullos; sie stammten aus drei Gemeinden, in zweien war die Schule seit 1. April d. J., in einer seit 1. Oktober v. J. geschlossen, und die Kinder laufen mithin ohne Unterricht herum — ein treffliches Material zur Polonisierung, wenn sie erst in den Strudel des Sprachenkampfes geraten, in diesem Falle freilich minder gefährdet, weil sie evangelisch sind. Ich könnte, was ich meine, durch einige Zahlen belegen, aber es genügt, was ich in den verschiedensten Gegenden der Provinz gesehen und erlebt habe.*)

*) Geschichtliches und statistisches Material zur Sache findet sich in der erst nach Niederschrift des obigen Artikels mir bekannt gewordenen lesenswerten Broschüre: Das Volksschulwesen in der Provinz Posen, wie es war, ist und sein soll. Von G. Lange, Lehrer in Posen. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung. 31 S. 75 Pfg. Vgl. über den Lehrermangel S. 24 und 25! Gerade weil ich im Urteil und in den Forderungen mit dem Verfasser nicht

Kurz, man kann von der deutschen Schule in Posen nicht reden, ohne zu fragen: warum steckt der preußische Staat, wenn er dies Werk will, nicht auch einmal 100 Millionen da hinein? Warum säumt er die Lehrergehälter gründlich aufzubessern — alle! ohne die schändlichen Germanisierungsprämien! — und damit zugleich beste Lehrkräfte aus allen Teilen des Reichs in diese sonderlich schwere Arbeit zu werfen? Warum thut er diese Arbeit, die halb gethan schon eine enorme Leistung bedeutet und vielerwärts so doch mehr schadet als nützt, nicht ganz, so daß er mindestens Ehre und vielerwärts auch einen gewissen Erfolg haben wird? Denn eine kraftvolle Schulpolitik würde einmal den Deutschen überall, wo sie sind, unmittelbar zu gute kommen; sie würde aber mit einiger Geduld und Konsequenz durchgeführt schließlich auch an den polnischen Generationen eine Frucht erzielen. Bequemer, Preußen und Deutsche werden die Polen dadurch nicht werden, aber vielleicht wird es sich doch besser lohnen, sie zu Unterthanen zu haben. Und wenn der preußische Staat von der Losung, sie in die Unkultur hinabzustoßen, nichts wissen will, so giebt es nur den einzigen andern Weg: die Arbeit an ihrer Hebung immer tüchtiger und mächtiger zu thun. Alles schwächliche Zurückhalten, alles Sparen und Geizen, alles Durchdrücken der Form bei Entleerung des Inhalts, kurz alle halbe, matte, nur dem Schein dienende Arbeit ist für unser deutsches Interesse in unserm Polengebiet wie fressender Schwamm in einem stilvollen Gebäude.

4

Unser Thema wäre damit in der Hauptsache erledigt. Zwei Zusätze seien gestattet.

Es macht mir die Frage zu schaffen, ob der preußische Staat berechtigt ist, jeden privaten Versuch, polnische Kinder im Polnischen zu fördern, auch wenn er unentgeltlich geschieht, zu unterdrücken. Das geschieht streng und rücksichtslos. Als ich in Lissa war, freilich einer bisher fast deutschen Stadt, hatte eben eine vornehme Dame, die polnische Kinder zum Strickunterricht um sich sammelte und mit ihnen polnisch sprach, deswegen ein Strafmandat bekommen. Das Polizeipräsidium der Stadt Posen hat lithographierte Zettel, die polnischen Lese- und Schreibunterricht verbieten bei 100 Mark Strafe, im Fall Unvermögens bei fünf Tagen Haft. Der Fall des Fräulein Omankowska ist durch die Blätter gegangen, die aus reinem polnischen Patriotismus einige Kinder — auch nach eröffnetem Verfahren, gegen das sie Einspruch erhoben hatte — weiter in ihrer Muttersprache unterrichtete und, da sie zu arm war um die 100 Mark zu zahlen, ihr Martyrium von fünf Tagen im Gefängnis erlitt. Anno 1899. Der Staat des Schulzwangs mag zwar das System der deutschen Schule auch über seine fremdsprachigen Unterthanen ausdehnen; aber ihnen die Möglichkeit rauben, sich in ihrer Muttersprache weiterzubilden, das darf er nicht.

Natürlich müßte polnischer Privatunterricht unter staatlicher Aufsicht stehen. Ich bin leider genötigt anzunehmen, daß der Staat — hierfür die Organe nicht besitzt. Und das führt mich sogleich auf den zweiten Punkt.

Ich war doch erstaunt, unter den gebildeten Deutschen fast Niemanden zu finden, der Polnisch sprach. Wenn man die deutschen Kinder der Volksschule nicht Polnisch lehrt, so hat das Sinn. Sie würden in der That vielleicht die innere Tüchtigkeit nicht besitzen, dem heutigen Vordringen des polnischen Wesens Stand zu halten, und Polen werden. Die Kehrseite freilich davon, daß sie in Unkenntnis der polnischen Sprache erhalten bleiben, ist, daß sie den Vorteil der Zweisprachigkeit ihren polnischen Konkurrenten überlassen. Aber daß auch die deutschen Gebildeten, voran die Beamten, nicht Polnisch lernen, scheint mir ein ganz verhängnisvoller Irrtum. Wenn man auf den Gymnasien den polnischen Geschichtsunterricht für die polnischen Schüler aufhob, so begreift sich das; wenn man aber gegen polnischen Sprech- und Leseunterricht für die deutschen Schüler sich sträubt, so ist das entweder kurzsichtig oder faul oder feig. Die sämtlichen Behörden in Posen werden vom dortigen Polizeipräsidium aus durch eine Uebersetzungsstelle mit deutschen Auszügen aus der polnischen Presse versorgt. Weder den Zusammenhang dieser Auszüge noch die Genauigkeit der Uebertragung können die Behörden prüfen. Und mit solcher Kenntnisnahme kommen sie aus! Jedes Dienstmädchen kann Blätter lesen, von deren Inhalt die Herrschaft keine Ahnung hat. Die Konsequenzen dieses Zustandes mögen sich unsre Leser selbst ausmalen. Und dabei meinen die Vorkämpfer des Deutschtums in den Ostmarken die Deutschen in ihrer Unkenntnis der polnischen Sprache und mithin der polnischen Dinge noch immer stärken zu müssen: man vergleiche die Beschlüsse des jüngsten Danziger Tages! Hier mußte ich mir eine andere Meinung bilden. —

Ich bemerke zum Schluß: was ich in diesen Zeilen unsern Lesern vorgelegt habe, weil ich es ihnen schuldig zu sein glaubte, das sind doch nicht nur meine Beobachtungen und Einfälle, sondern so denken in den Ostmarken Manche, denen das Herz warm für die deutsche Sache schlägt. R

durchaus übereinstimme, freue ich mich um so mehr, daß mein Eindruck von den Thatsachen aus seiner Erfahrung heraus mir in allem Wesentlichen bestätigt wird. Die Hauptdifferenz zwischen uns ist die, daß Lange die deutsche Schule als das prädestinierte Werkzeug einer Germanisierung der Polen einschätzt, während ich sie dazu unter den heutigen Umständen für ungeeignet erachte. Zu Einzelnem nur dies: ich vermisse einen Hinweis darauf, daß die Nutznießung von Schulland für den Dorfschulmeister vielerorten eine schwere Bürde und eine Unsumme von Unbehagen bedeutet, weil er dadurch von den Diensten seiner unfreundlichen, ja feindlichen Umgebung abhängig wird.

Verschiedenes

Constantin Rößler. Ausgewählte Aufsätze herausgegeben von Walter Rößler. XXXVI und 535 Seiten mit Bildnis. Berlin, G. Stilke, 1902. 10 geb. 11 Mk.

Die gesammelten Aufsätze von Constantin Rößler, die mit einer biographischen Einleitung von Hans Delbrück vor uns liegen, bilden ein interessantes Kapitel in der Geschichte der Beziehungen des preußischen Staats zu der Hegelschen Philosophie. So weit wir jetzt sehen können, wohl das letzte Kapitel. Denn die Gegenwart trägt kein Verlangen nach einer idealistischen Begründung dessen, was die Staatslenker planen und ausführen, die Parteien fordern und durchsetzen. Die Unterstützung, die beide von der Presse fordern, besteht in Advokatenschriften, deren Ursprung und bildendes Prinzip nicht die Idee, sondern das Interesse und die ihm entspringende Tendenz ist. Daher der ungeheure Niedergang der Publizistik seit jenen Tagen, wo Schriftsteller ersten Ranges, Männer wie Gneist, Julian Schmidt, Gustav Freytag, Treitschke politische Broschüren schrieben. Für Bismarck ist es charakteristisch, daß er, in seiner umsichtigen Erwägung der Machtverhältnisse, die geistigen Potenzen keineswegs unterschätzte, sondern allezeit um die Unterstützung von Männern von wissenschaftlicher Bildung bemüht war, die das Zeug dazu hatten, das Wirkliche und das Werdende mit überzeugender Kraft als das Vernünftige nachzuweisen. Daher auch seine Todfeindschaft gegen litterarische Gegner.

Constantin Rößler war, wie uns Delbrück erzählt, Pastorensohn und zuerst Theologe. In Halle wurde er durch die Hegelsche Philosophie für die Staatswissenschaften gewonnen, die er in Jena als außerordentlicher Professor lehrte. Die neue Aera zog ihn nach Berlin. Damals begann seine Verbindung mit dem preußischen Ministerium, die die Herrschaft Bismarcks überdauert und erst 1894 mit Rößlers Pensionierung als Geheimer Legationsrat ihr Ende erreicht hat. Es wäre interessant, über die Art dieser Verbindung, über das Verhältnis gegebener Direktiven und der eigenen Initiative des Journalisten näher unterrichtet zu werden. Gustav Freytag schrieb zu Rößlers 70. Geburtstag: „Uns beiden ist das hohe Glück zu Teil geworden, seit 1848 den Kampf um den deutschen Staat, eine unerhörte Erhebung der Nation aus engen Verhältnissen, als treue Preußen mit leidenschaftlicher Arbeit zu durchleben und mit nicht unwirksamer Feder zu begleiten. Sie mit größerer Beharrlichkeit und Dauer und mit viel größerer Entsagung. Lassen Sie mich heute rühmen, wie rein, schön und vornehm Ihr enthusiastisches und doch mildes Wesen sich in den schwierigsten Stellungen gegenüber Verkennung und gegenüber mächtiger Zumutung bewährt hat."

„Ein Freund Rößlers", so berichtet Delbrück, „fragte einmal einen dem Fürsten Bismarck nahestehenden Mann, wie es komme, daß der Kanzler einen so bedeutenden Menschen nicht höher bringe. Die Antwort war, Ideen habe Bismarck selbst und als Beamter sei Rößler zu selbständig." Und doch war es grade diese Selbständigkeit, die den Wert des Publizisten für die Regierung bedingte. Denn in Folge dieser Selbständigkeit und Tiefe seiner Anschauung, die ihn unter Umständen „mächtiger Zumutung" unzugänglich machte, war er auch der Gefahr enthoben, sich in jeder augenblicklichen Phase der Bismarckschen Politik so festzusetzen und festzuschreiben, daß nicht die, zuweilen bald gebotene, Umkehr noch mit Ehren hätte ausgeführt werden

können. Und weil Rößler als ein hochgebildeter Mann, als Philosoph und Geschichtskenner, dem Wirken des Helden aus der Nähe zusah, konnte er von der Einheit dieses Wirkens einen Begriff fassen, der die Probe auf die mannigfachsten Widersprüche in den verschiedenen Stadien seiner Entwicklung aushielt. Der im Dezember 1870 geschriebene Aufsatz „Fürst Bismarck und die deutsche Nation" ist vielleicht das Bedeutendste und Gehaltvollste, was in kurzem Raume über diesen großen Gegenstand geschrieben ist. Namentlich ist die Darstellung des jungen Bismarck, die Entwickelung seines Wesens aus seiner Individualität, dem Geiste seine Gesellschaftsklasse und den herrschenden Strömungen des öffentlichen Lebens ein wahres Meisterstück geschichtsphilosophischer Betrachtung.

Ich kann an dieser Stelle nicht auf den Inhalt der einzelnen Aufsätze eingehen. Sie behandeln Gegenstände der Litteraturgeschichte, wie den Faust und die „Erziehung des Menschengeschlechts", Charakteristiken wie Lasker, Moltke, Freytag, Besprechungen hervorragender Werke wie Rankes Weltgeschichte, Sybels „Begründung des deutschen Reichs", Kuno Fischers Geschichte der neueren Philosophie, vor allem aber Fragen der Tagespolitik. Es giebt wohl kein Thema der Zeitgeschichte, das hier nicht berührt würde. Und immer erfreut die umfassende, weitschauende Bildung, der vornehme Charakter, die großen Gesichtspunkte, aus denen die Ereignisse des Tages mit der Ruhe und Objektivität besprochen werden, die man sonst nur bei Schilderungen einer fernen Vergangenheit findet. Ueberall wird man durch Form und Gedanken an Ranke erinnert, dessen Andenken einer der schönsten Aufsätze gewidmet ist. Kirchliche Gegenstände behandeln die Aufsätze über „die Gegensätze in der preußischen Landeskirche", über „unsere nationale Einheit und kirchliche Zerrissenheit" und „der Gang des Kulturkampfs". „Daß der Kulturkampf aufgegeben werden mußte", schreibt Delbrück, „war die größte Enttäuschung seines Lebens". Kein Wunder nach der Illusion, mit der er dessen Anfang begrüßte! Die Hoffnung, „daß es dem deutschen Reiche gelingen werde, den Romanismus aus seinen Grenzen zu vertreiben" war eine Wirkung Hegelscher Ueberschätzung des Staates. „Fürst Bismarck" schreibt Rößler 1883, „hat mit dem Mosesstab an alle Felsenadern geschlagen, in welchen die Quellen des deutschen Lebens rinnen. Aus manchen Adern sind die Quellen kräftig hervorgeströmt, aus der religiösen Ader nicht." Aber gab es eine vernünftige Möglichkeit solcher Zuversicht? Ist es nicht durch das Wesen der Religion ausgeschlossen, daß es einem Staatsmann gelingen könnte, eine starke und produktive religiöse Bewegung in dem Momente, wo er deren für Zwecke politischer Herrschaft gerade bedarf, nach Belieben hervorzurufen? Ein antikatholisches Feuer kann man in der großen protestantischen Mehrheit Deutschlands jederzeit entzünden, dafür sind auch Skeptiker und Atheisten zu haben. Aber eine evangelische Bewegung der Geister, die eine Reform des Katholizismus herbeiführen könnte, vermag Menschenwitz und Menschenkraft nicht hervorzurufen. Und wenn man erkennt, daß der Kulturkampf ohne eine solche geistige Bewegung nicht siegreich durchgeführt werden konnte, so muß man zugestehen, daß sein Beginn ein verfehltes Unternehmen war. Friedrich Curtius

Dr. Martin Luther. Ein Lebensbild für das deutsche Haus. Von Georg Buchwald, Leipzig, Teubner 1902. Geb. 6 Mk.

Wieder eine neue Lutherbiographie?! Neben Köstlin, Kolde, Berger, Rade und Fauth? Buchwald selbst stellt sich im Vorwort diese Frage und beantwortet sie damit, daß einmal das deutsche Volk seinen Luther nie genug kennen lernen kann, sodann daß er in diesem Buche vielfach Selbsterforschtes, überall selbst Durchgearbeitetes darbieten will. Diese beiden in Sache und Person liegenden Gründe sind ohne Weiteres stichhaltig, und die Biographie ist in der That so ausgefallen, daß sie neben den anderen ihren Platz voll behaupten kann. Buchwalds Erzählertalent ist bekannt, die Sprache schlicht, aber fesselnd, der Stich ins Erbauliche glücklicherweise nicht groß. Die Mitarbeit des Verfassers an der neuesten Lutherforschung macht sich sehr zum Vorteil des Ganzen bemerkbar: Buchwald kennzeichnet die neuen Funde, zeigt wo sie gemacht wurden, und — soweit das möglich ist — wie sie dorthin kamen. Daß er speziell in die Predigtthätigkeit Luthers einführt, erklärt sich daraus, daß ihm die Bearbeitung der Predigten Luthers für die Weimarer kritische Gesamtausgabe zum guten Teile zugefallen ist; hier bietet er wirklich Neues. Den von Rade eingeschlagenen Weg, Luther möglichst viel selbst zu Wort kommen zu lassen, hat Buchwald auch, allerdings in beschränkterem Maße, betreten, namentlich Briefstellen sind mitgeteilt, mitunter Zitate von Freunden oder Gegnern Luthers. Der genaue Lutherkenner verrät sich darin, daß mit Absicht die weniger bekannten Lutherworte herausgesucht wurden; auf diese Weise ist z. B. von Luthers Haus- und Familienleben ein Bild erzielt worden, das sich über die Durchschnittsschilderungen erhebt. Auf die Abwehr römischer Angriffe hat Buchwald im Allgemeinen — mit Recht — sich nicht eingelassen; so wird über Luthers Tod einfach der schlichte Bericht von Jonas an den Kurfürsten Johann Friedrich mitgeteilt, das ist besser und wirkungsvoller als viele Worte um Majunke und Genossen. Besondere Erwähnung verdienen die Illustrationen, wie der prächtige Stich am Eingang des Buches (Luther, nach einem Cranachschen Oelbilde im Germanischen Museum), die Titelcopieen Lutherscher Schriften, Facsimile der von ihm benutzten Augustinausgabe u. A. Einige Abbildungen sind allerdings minderwertig, was wohl kaum zu vermeiden war. — Eine zweite Ausgabe tilgt wohl die unrichtigen Angaben über die Entstehung der Wartburgpostille (vgl. Bossert: Studien und Kritiken 1897) und erläutert den Ablaß (S. 89) etwas präziser. Und sollte der Humanismus nicht doch „Geistesfrühling einer neuen Zeit gewesen sein, den die Reformation vernichtete"? Jedenfalls schiebt Buchwald diese wichtige Frage ein wenig schnell bei Seite; daß der Humanismus „zu den vorreformatorischen Elementen", wie Buchwald allein will, natürlich auch gehört ist klar, aber das erschöpft ihn nicht. Ueberhaupt ließe sich, was Luthers Theologie anlangt, über Verschiedenes anders denken; aber in ein Lebensbild „für das deutsche Haus" gehören theologische Erörterungen nicht hinein, und die von Buchwald vertretene Auffassung ist die gegenwärtig herrschende.

Walther Köhler

Eine vorzügliche „Lutherpredigt" über Gal. 5, 6 von C. H. Spurgeon ist bei Reinhold Urban, Striegau in Schlesien, erschienen. (30 S., 20 Pfg.) Sie schließt mit den Worten: „Ich bete, daß noch einmal ein Luther in unsrer Zeit aufstehen möge. Wie fröhlich würden die Gläubigen ihn bewillkommnen! Ich, der ich mehr ein Nachfolger Calvins als Luthers bin, und weit mehr ein Nachfolger Jesu, als einer dieser beiden, würde mich sehr freuen einen zweiten Luther auf dieser Erde zu sehen. — Gott segne euch, Leser, um Christi willen! Amen." Metz

Vom Evangelisch-Sozialen Kongreß meldeten die Tagesblätter, daß Professor Harnack in Berlin zu seinem Vorsitzenden gewählt worden sei. Die Wahl hat einiges Aufsehn erregt, und das war zu erwarten. Wir begrüßen sie mit herzlicher Freude und Hoffnung. Harnack hat schon unter Nobbes zwölfjährigem Präsidium in großer Treue den Kongreß mit getragen; kaum Einer war so zuverlässig wie er am Platze, kaum Einer hat so wie er in den Sitzungen, Verhandlungen und sonstigen Veranstaltungen immer wieder den Ernst und die Geschlossenheit der ursprünglichen Absichten des Kongresses zur Geltung gebracht: mit Geheimrat Wagner, dem Ehrenpräsidenten des Kongresses, war er dessen Hauptstütze. Daher mußten sich, als der Entschluß unsers bewährten ersten Vorsitzenden, Landesökonomierats Nobbe, sein Amt niederzulegen nicht mehr zu ändern war, die Gedanken sofort auf Harnack als seinen gegebenen Nachfolger richten. Nur der Wunsch, wo möglich einen Laien zu gewinnen und ein weniger wie Harnack im Strudel der kirchlich-theologischen Leidenschaften Mitteninnestehenden, konnte die Anstrengungen rechtfertigen, die gemacht worden sind das Präsidium anders zu besetzen. Es ist der Reichstagsabgeordnete Professor Hieber in Stuttgart befragt worden, und Pfarrer D. Hackenberg in Hottenbach, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, erfuhr sogar durch den Ausschuß einstimmige Wahl. Wenn die Kandidatur dieser Herren von den Verantwortlichen der Harnacks vorgezogen wurde, obwohl man von Beiden, ohne ihnen zu nahe zu treten, wird sagen dürfen, daß sie an Vertrautheit und Verwachsenheit mit dem Kongreß mit Letzterem keinen Vergleich aushielten, so ist damit jedenfalls den Bedenken, die der Wahl Harnacks entgegenstehen mochten, vollauf genuggethan. Umso höher darf man es aber schätzen, wenn Harnack trotz dieser Vorgeschichte schließlich die Wahl angenommen hat. Es stand nachgerade so, daß der Fortbestand des Kongresses von diesem seinem Entschluß abhing. Nun sind alle etwaigen Bedenken der Freude darüber gewichen, daß Harnack sich so mit seinem Namen und seiner Person in Dienst gestellt hat, und es wird nur darauf ankommen, daß wir ihm für diesen Entschluß danken durch treue neubelebte Teilnahme an der von ihm geführten Sache. Die nächste Tagung des Kongresses soll in der Pfingstwoche 1903 in Darmstadt stattfinden. Wir sind der guten Zuversicht, daß diese Tagung der Beginn sein wird einer zweiten, der ersten nicht unwürdigen Blütezeit für den Evangelisch-sozialen Kongreß.

R

Kleine Mitteilungen. Ein Kuriosum wollen sich unsre Leser gefallen lassen. Das Leipziger Tageblatt Nr. 548 berichtet von dem Stiftungsfest eines christlichen Vereins unter Andern: „Seinen Ausführungen legte der Redner das Pauluswort an die Thessalonicher zu Grunde: immer fälliger zu werden." Es war 1. Thess. 4, 1 oder 4, 10. — Ernster ist, wenn wir den Feuilletonredakteur der Frankfurter Zeitung mit folgenden Worten vom alten Frankfurter Schauspielhause Abschied nehmen hören: „Leb wohl und sei bedankt, Kirche des wahren Gottes, den die Menschen sich nach ihrem Ebenbilde erschaffen haben." Nr. 302, 2. Morgenblatt.

Quittung

Für das notwendige Liebeswerk: 50 Mk. von P D, Gießen; je 10 von K H, Oldenburg; P M, Zerbst; 6 von Th, Reichenbach; je 3 von N, Polder; A Sch, Wedlitz; F H, Wörbzig; 1 durch den Verkauf von Dürers „Christi Klage".

Für die Evangelisation in Belgien: 10 Mk. aus Nürnberg; 6 von N, Semmering.

Für die Goßnersche Mission: 11,09 Mk. von N, Semmering; 9 von H P, Nürnberg.

Für den Allgemeinen Evang. Protestantischen Missionsverein: 4 Mk. aus der ref. Gemeinde Elbing.

Für die Protestationskirche in Speyer: 20 Mk. von Abiturienten der Gelehrtenschule des Johanneums, Hamburg, durch Prof. R.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Kirchlich Theologische Konferenz der Provinz Brandenburg. Dienstag 25. November nachmittags 5 Uhr Hotel Saxonia, Königgrätzerstraße 10: 1. Jahresbericht des Vorsitzenden D. Scholz 2. Vortrag des Professor Gunkel: Biblische und babylonische Urgeschichte.

Dresden. Mittwoch 26. November 8 Uhr bei Kneist, Große Brüdergasse 2, 1. Stock: Buddhismus und Christentum.

Goslar. Montag 10. November Abends 8 Uhr im Achtermann (Jägerzimmer): Inwieweit befriedigt der evangelische Gemeindegottesdienst die religiösen Bedürfnisse eines modernen Menschen?

Hannover. Mittwoch 12. November 5 Uhr bei Wachsning, Schillerstraße 25: Religion und Kirche in Frenssens Jörn Uhl.

Lüttringhausen. Wissenschaftl. Bergisches Kränzchen. Montag 10. November 5 Uhr im „Düringer Hof“. Gymnasiallehrer Strube: Wernle, III.

Tüchtiger Hauslehrer

evangelisch cand. theol. oder phil. gesucht zu drei gutgearteten Kindern von 8—13 Jahren (2 Knaben, 1 Mädchen) in gebildetem Hause des Kurortes Meran, Südtirol. Hauptbeschäftigung: Unterricht. Photographie, Referenzen und Ansprüche erbeten an das evangelische Pfarramt in Meran.

Für die Knaben-Anstalt der Brüdergemeine zu **Neuwied** am Rhein wird für den 1. Dezember ein **Lehrer** gesucht, der sich für etwa 2 jährigen Dienst verpflichten kann.

Näheres durch den

Direktor B. Fritschi

Goßners Mission in sehr großer Not!

Liebe Brüder und Schwestern!

Abermals sind wir zu unserm tiefen Leidwesen gezwungen, unsere Freunde und Förderer um außerordentliche und schnelle Hülfe zu bitten.

Nach einem nur kurzen Aufschwung unsrer Einnahmen, für den wir auch hier allen gütigen Helfern von Herzen danken, haben die Beiträge für unser Werk unter fortwährendem Sinken nunmehr einen Tiefpunkt erreicht, der die traurigsten Aussichten eröffnet, wenn die Liebe des Herrn in den Seinen nicht wiederum mächtig wird. **Die Mindereinnahmen unsrer Kasse sind jetzt auf 167 448 Mark gestiegen. Auch der letzte Rest unsrer verfügbaren Gelder ist für unsre teure Sache aufgeopfert. Mit leeren Händen stehen wir vor unsern Missionaren und unsern Nationen.**

Inzwischen ist die uns anvertraute heilige Arbeit über Bitten und Verstehen von oben gesegnet worden. In unsrer jungen Assam-Mission haben sich bereits 1100 bis 1200 Seelen um unsern dortigen Missionar gesammelt, und auf dem alten Missionsfelde in Chota-Nappur zählen wir außer 50 850 Getauften, die gewaltige Zahl von 25 592 Taufbewerbern. Die größten und aussichtsvollsten Aufgaben harren hier unser, und nehmen wir uns dieser Seelen nicht mit aller Kraft an, dadurch, daß wir ihnen Boten des Evangeliums senden und unter ihnen Kirchen und Schulen begründen, so gewinnt die Macht der Finsternis den Sieg, und es wird mit jenen Scharen, die mit dem Heidentum brechen wollen, ärger denn zuvor.

Darum rufen wir, angesichts unsers drückenden Notstandes, alle, die den Herrn lieb haben, zu reichlicher Liebessteuer dringend auf.

Vergeßt, liebe Brüder und Schwestern, doch nicht ein Werk, dessen sich die evangelische Christenheit hoch zu freuen alle Ursache hat, und pflegt weiter, es sei in Gemeinschaft oder einzeln, den Garten Gottes unter Kols und Hindus, daß er nicht zur Wüste werde durch die Schuld unsrer Gleichgültigkeit oder Lauheit.

Unser Gott gebe diesem Werbeworte offene Herzen und Hände und vergelte jedem Helfer und jeder Helferin mit großer Barmherzigkeit!

Gaben der Liebe werden erbeten:

„An das Kuratorium der Goßnerschen Mission, Friedenau-Berlin, Handjerystr. 19—20“

Friedenau-Berlin, im Oktober 1902.

Das Kuratorium der Goßnerschen Mission:

D. Braun, Generalsuperintendent der Neumark und Niederlausitz. — C. Breunecke, Kammergerichtsrat. — Doyé, Konsistorialrat. — Engel, Chef-Redakteur. — v. Hallerstein, Korvetten-Kapitän z. D. — Moeller, Oberkonsistorialrat. — Nik. Müller, D. Dr. Prof. der Theologie. — Neutsch, Rechnungsrat. — Nottrott, Pastor. — Kausch, Missions-Direktor. — Römer, Missions-Inspektor. — Zernick, Missions-Inspektor.

Aufruf

Immer dringender tritt in der **evangelischen Diaspora** das Verlangen nach **Diakonissen** hervor. Für Gemeindediakonie und Krankenhauspflege werden von den verschiedensten Seiten Schwestern flehend erbeten. Insbesondere für **Oesterreich** ist das dortige Diakonissenhaus in Gallneukirchen nicht imstande, ausreichende Hilfe zu leisten. Man hat sich deshalb immer wieder besonders an das benachbarte Sachsen um Hilfe gewendet; aber auch die beiden Diakonissenhäuser in Dresden und Leipzig sind durch die Bedürfnisse in Sachsen selbst weit über ihre Kräfte in Anspruch genommen. Und doch sollten wir auch auf dem Gebiet der Liebesthätigkeit den evangelischen Brüdern und Schwestern allerorten, obenan in Oesterreich, helfen. Das Leipziger Diakonissenhaus hat es möglich gemacht, wenigstens nach Graz zwei Schwestern zu geben; aber es kann zur Zeit nicht daran denken, mehr Schwestern ins Ausland zu entsenden.

Wir wenden uns deshalb an die Jungfrauen und Wittwen der evangelischen Kirche mit der herzlichen, dringenden Bitte: Kommt und helft der evangelischen Kirche in ihrer Diaspora!

Solche, die bereit sind, sich in Gottes Namen diesem Dienst zu widmen, will das **Leipziger Diakonissen-Mutterhaus** in seine Schwesternschaft aufnehmen. Es hat sich uns gegenüber auch erboten, Jungfrauen oder Witwen, welche sich etwa nicht entschließen können, bestimmt als Schwestern in ein Diakonissenhaus einzutreten, als sogenannte **freie Hilfsschwestern unentgeltlich** in einem **halbjährigen Kursus** zunächst in der Krankenpflege auszubilden und sodann, wenn nötig, ihnen auch für die Gemeindediakonie die erforderliche Anleitung zu geben, und hat weiter erklärt: es würden nach Oesterreich gehende Schwestern mit ihrer dortigen Wirksamkeit nach ihrem Wunsch entweder dem Diakonissenhause zu Leipzig oder dem zu Gallneukirchen unterstellt sein und dadurch in einem steten Zusammenhange mit einem Diakonissenhause bleiben.

Diejenigen, welche bereit sind, in solchen Liebesdienst einzutreten, wollen ihre **Anfragen** und **Meldungen** an den **Unterzeichneten** oder an das **Leipziger Diakonissenhaus zu Leipzig-Lindenau** richten, woher ihnen alle nähere Auskunft gern erteilt werden wird.

Leipzig, Oktober 1902.

Der Zentralvorstand des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung

D. Pank, Vorsitzender, zugleich Vorsitzender des Vorstandes des Leipziger Diakonissenhauses

---

Krankenpflegerinnen

vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

PIANOS von ℳ 350.— an.
Harmoniums von ℳ 80.— an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. Illustr. Kataloge gratis-frko.
Wilh. Rudolph, Giessen.

Alkohol-
Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg — Prosp. fr.
Dr. med. Burmeister, Alfred Smith

Le Chrétien Français
Organe de la Reforme évangélique dans le Catholicisme
Bureaux: 12 rue Vivienne **Paris**
Abonnement: 6 frs. un an
Directeur: **A. Bourrier,** 93 rue Brancas, Sievres

Evangelische Kirchenzeitung für Oesterreich

Herausgeber: D. **Arthur Schmidt**
evangelischer Pfarrer in Bielitz

Erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats

Zu beziehen durch die Schriftleitung des Blattes, sowie durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes. Postzeitungsliste für Oesterreich 1272, für Deutschland 2382 a.

Vertretung für Deutschland: **Paul Stiehl,** Buchhandlung in **Leipzig;** für Oesterreich: **W. Fröhlich,** Buchhandlung in **Bielitz**

Bezugspreis jährlich 6 K. (6 M.)
Probenummern auf Verlangen unentgeltlich und postfrei

Soeben ist erschienen:

Fr. Naumann

Gotteshilfe

Gesamtausgabe

380 Andachten, **sachlich geordnet**

Ein schöner Band von 39 Bogen gr. 8

In geschmackvollem Einband 6 M.

Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht

Für jüngere Theologen:

Zehn Fragen über d. Wahrheit des christl. Glaubens

Von Prof. Dr. **O. Bertling**

Preis Mk. 2.—, Gebunden Mk. 3.—

Inhalt: Giebt es wirklich eine Welt des Geistes? — e. persönl. Gott? — e. menschl. Willensfreiheit? — e. wirkl. Verkehr des Menschen m. Gott u. darum Gebetserhörung u. Wunder? — e. geschichtl. fortschreitende Gottesoffenbarung? u. insbes.: zuverlässige Gesch. im A. T.? — Hat die bibl. Schöpfungsgesch. Wahrheit? — Desgl. die Berichte über d. Leben Christi? — Was ist von der Person u. d. Wesen Christi zu halten? — was von dem Dogma der Trinität? — Giebt es e. Leben nach dem Tode?

Die Erkennbarkeit Gottes

Philosophische Apologie des christlichen Glaubens

Von Prof. Dr. **O. Bertling**

1885. Preis Mk. 1.80

Philosophische Monatshefte, XIII, 1/2. Ein recht beachtenswerter Beitrag zu dem großen Thema: die Begründung einer rationellen Gotteslehre.

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig

Pensionat für Fortbildungsunterricht

Wiesbaden, Haus Sesam

Sprachen, Geschichte, Litteratur, Musik, Malen, Tanzen und Haushaltung. Fünf Minuten vom Walde. Schöner Garten mit Turnhalle. Pension 900 Mark.

L. Harcourt, Vorsteherin

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- und Abiturientenexamen rasch, sicher, billigst

Dresden N. 8. Moesta, Direktor

Georg Reimer in Berlin W. 35

Soeben erschien:

Wissen u. Glauben bei Pascal

Von

Lic. Dr. **Kurt Warmuth**

geheftet Mark 1.50

Der ausgezeichnete Pascal-Forscher, **Emile Boutroux**, nennt die Schrift un excellent livre, si précis, solide, exact et judicieux.

Exp. des Deutschen Kinderfreundes, Dresden-A. 9

Für das Alter von 9 bis 15 Jahren!

Deutscher Kinderfreund

Reich illustrierte Monatsschrift auf christlicher Grundlage, gleich wertvoll zur Unterhaltung, wie für anziehende Belehrung

Herausgeber: Pfarrer J. Ninck

Jubiläums (25.)-Jahrgang beginnt soeben!

Abonnement fürs ganze Jahr bei portofreier Zusendung M. 2.60

Probenummern gratis und franko!

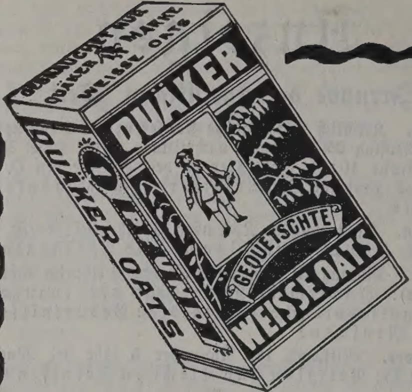
Dr. med. Lindtners Sanatorium

„Finkenwalde" bei Stettin

(Naturheilanstalt)

Herrliche geschützte Waldlage. Vorzügliche Erfolge

Prospekte frei



Dieses ist die einzige Quaker Oats Packung. Alles andere, somit ausgewogene Waare ist Nachahmung.

Quaker Oats ist vollständig enthülst und braucht infolgedessen nicht durchgeschlagen zu werden.

Quaker Oats

Pension Friedland

Lauffen am Neckar

Haushaltungspensionat für junge Mädchen; sehr empfohlen. Eintritt jederzeit.

Prospekte zu Diensten

Sende portofrei Katalog und Muster von **Handstickereien und Teppichen**, angefertigt von armenischen Frauen und Kindern.

Hermann Jähnichen,

Frankfurt a. M., Ostendstraße 13

Der „Thüringer Weber-Verein zu Gotha" bildete sich seiner Zeit zu dem Zwecke, **die trostlose Lage der Handweber in den Thüringischen Ortschaften zu verbessern.** — Der Verein liefert:

Hand-, Wisch-, Küchen-, Staub-, Taschen-, Scheuertücher, Servietten, Tischtücher, Rein- und Halb-Leinen zu Hemden und Bettwäsche, Bettzeug, weiß und bunt, Bettbarchent, altthüringische Tischdecken mit der Wartburg und dem Kyffhäuser etc.

Die Waren sind sämtlich gut und dauerhaft aus besten Garnen auf Handstühlen gewebt. Dies wird durch tausende unverlangter Anerkennungen aus ganz Deutschland bestätigt. **Muster und Preisverzeichnisse versendet der Verein kostenlos.** Der Unterzeichnete leitet denselben kaufmännisch ohne Vergütung.

Unsere deutschen Hausfrauen bitten wir ehrerbietigst, den in dem Kampfe um das Dasein schwer ringenden armen aber braven Thüringer Webern Aufträge zukommen zu lassen, damit wir dieselben auch fernerhin lohnend beschäftigen können.

C. F. Grübel, Gotha,

Kaufmann und Landtagsabgeordneter, Vorsitzender

Leipzig

Vortragscyclus — **Gertrud Prellwitz**

„Der religiöse Mensch und die moderne Geistesentwickelung"

6 Abende. Rosenthal-Casino. Abends 8 Uhr

Preise: Cyclus 5 Mk. Einzelvortrag 1,20 Mk. Erster Vortrag unentgeltlich

29. Oktober, 3., 7., 12., 17. und 21. November

Etwaige Aenderungen werden in den Leipziger Tagesblättern bekannt gemacht.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu zwei Beilagen: eine litterarische Beilage von Eugen Diederichs, Verlag in Leipzig; ein Prospekt der Firma R. v. Hünersdorff Nachf. in Stuttgart